



Berlin, den 28. Oktober 1899.

Die hamburger Rhede.

Am stattlichen Sandsteinbau des hamburger Rathhauses, dessen Rückseite zwei Flügel der Börse verbinden, saßen am achtzehnten Oktoberabend die Vertreter der Freien und Hansestadt mit dem Deutschen Kaiser beim festlichen Mahl. Ein neues Linien Schiff war nachmittags vom Stapel gelaufen, der Bürgermeister der größten Seehandelsstadt auf dem europäischen Festlande hatte dem Schiff, auf Befehl des Kaisers, den Namen Karls des Großen gegeben, viele Orden waren verliehen worden und Wilhelm der Zweite hatte in harter Rügerede ihm schlecht scheinende Eigenschaften des deutschen Volkes getadelt und dann auf das Wohl Hamburgs den Becher geleert. Ueber diese Rede ist viel geschrieben und noch mehr gesprochen worden. Der Wortlaut der Erwiderung aber, in der, als Repräsentant der hamburger Rhederei, ein Senator dem Monarchen für sein Erscheinen und seinen Trinkspruch dankte, wurde bisher in keiner Zeitung veröffentlicht. Hier ist sie:

„Als Republikaner und Bürger des Deutschen Reiches, als ein bescheidener Erbe des alten Hansageistes und als Vertreter des für unsere schöne Stadt wichtigsten Gewerbes habe ich gern die Pflicht übernommen, im Namen meiner Gemeinde- und Berufsgenossen Eurer Majestät für Ihre Anwesenheit bei dem städtischen Fest und für Ihre uns Hamburgern freundlich ins Ohr klingenden Worte zu danken. Wohl weiß ich, daß die Erfüllung dieser Pflicht nicht leicht ist. Denn erstens bin ich nicht an höfische Formen gewöhnt und könnte deshalb unbewußt gegen das Ceremoniell verstoßen; und zweitens sind wir Hamburger nüchterne Leute, kluge und kalte Rechner, die zwar einen festen, Wind und Wetter trotgenden Schiffskörper, nicht aber eine prunkvoll gepuzte Festrede zu zimmern verstehen. Doch zu Eurer Maje-

rät haben wir das Vertrauen, daß auch das schmucklose Wort eines schlichten Mannes eine gute Statt finden wird.

Wir freuen uns, daß dem neuen Schiff der Name Karls des Großen verliehen ward, der Name des Mannes, der nach der Sage ja zwischen Elbe und Älfter die Hammaburg bauen ließ, das Blockhaus, in dem der Legendenglaube den Uranfang unserer Stadt sehen möchte. Dieser Karl war ein tüchtiger Herr, ein guter Verwalter und getreuer Haushalter. Daß er die Weiber im Plural liebte und neben seinen vier Frauen sich einen ganzen Harem hielt, tragen wir, die in diesem Punkt stets sehr duldsam waren, ihm nicht nach. Eher widerstrebt es schon unserem Republikanersinn, daß er aus Byzanz manche Hofdame annahm und sich den Kniefall und den Fußkuß gern gefallen ließ; denn wir meinen, durch solche Huldigung vor dem Leib eines Sterblichen erniedere der frei geborene Mensch sich zum Sklaven und Götzendiener. Das aber lag auch wohl in der Zeit, von der uns ja fast elfhundert Jahre trennen. Und in anderen Stücken kann dieser Karl heute noch Muster sein. Nicht etwa, weil es für ihn politische Nothwendigkeit war, das Christenthum zu propagiren — Das lag, wie die Förderung der Einheit durch seine Kapitularien, im eigensten Interesse seiner Hausmacht und kaiserlichen Gewalt —, sondern, weil er arbeitsam war, überall nach dem Rechten sah, die Finanzen in Ordnung hielt und Belehrung suchte, wo sie zu finden war. Er begnügte sich nicht mit Dem, was seine beiden obersten Rätthe, der Pfalzgraf und der Apokrifarijus, ihm über die oströmisch-germanische Welt und die deutsche Menschheit sagten, er lauschte auch nicht gläubig dem Getuschel der Höflinge. Die gelehrtesten, kundigsten Männer zog er in seine Nähe und nahm, statt sich weiser zu dünken oder sie in den Dienst seines persönlichen Willens zu zwingen, dankbar von ihnen Lehre und Weisung an. Ich bin kein Historikerkenner; aber die Namen Peters von Pisa, Alkuins und des Paulus Diaconus sind auch mir bekannt geworden und ich weiß, daß der Kaiser, den die gelehrten Lehrer nur David, ohne jeden Titel, nennen durften, sich redlich bemühte, die Höhe der Zeitbildung zu erklimmen, und dabei immer bescheiden blieb. So war er nicht nur der mächtige Kaiser und König von Gottes Gnaden, sondern auch ein Herr, an dessen Wesen Jeder aus dem Volk Freude haben konnte und der Alles that, um den Besten seiner Zeit an Geisteskultur und Wissen ähnlich zu werden. Und so, scheint uns Stadtrepublikanern, soll es in Monarchien sein.

Für die Wehrhaftigkeit, die Macht und Ausdehnung des Reiches hat Karl klug und erfolgreich gesorgt. Er konnte und mußte es ganz allein; denn als

Herrscher hatte er nach keines Anderen Willen zu fragen. Ein mündiges Volk gab es nicht, nur eine unorganisirte, ungegliederte, undifferenzirte Masse, die der Leitung dringend bedurfte und froh war, als eine Herde dem hohen Hirten nachtraben zu können. Es gab Kriege, Aufstände, Kirchenwirren in Gauen und Marken, aber es gab keine politische Parteilung im heute modernen Sinn, keine öffentliche Kritik der von der Regierung verfügten Maßnahmen. Die Regierung war der Kaiser; und an den Kaiser wagte sich kein kritischer Widerspruch. Wir wissen, daß dieser Zustand nicht lange währte. Die Völker entwuchsen dem Kindheitsstadium, sie sonderten sich in verschiedene Berufsgruppen, fanden auf dem flachen Land oder in den schnell aus dem Boden schießenden Städten Arbeit und Gewinn, suchten sich durch den Austausch der dort produzierten Güter oder durch Schifffahrt zu ernähren und forderten, als Erwachsene, an der beschließenden und ausführenden Gewalt ihren Theil. Kurzsichtige Regenten verweigerten ihn. Doch Ereignisse, deren Erwähnung hier nicht angemessen wäre, zwangen die vorher Allmächtigen, sich zu einer neuen Grenzregulirung zu entschließen. Die papiernen Gitter, die man Verfassungen nennt, wurden errichtet, den Völkern zum Wohl, den Fürsten zum Schutz. Wie im privaten Geschäftsleben an die Stelle des status der contractus trat, an die Stelle des alten Hörigkeitverhältnisses der freie Arbeitvertrag, so wurde im politischen Leben die Allmacht eines Einzelnen, vom Zufall der Geburt auf dem Thron Erhöhten, durch eine Theilung der Arbeit, der Rechte und Pflichten ersetzt, die eine bessere Ausnützung der vorhandenen Kräfte ermöglichte und die noch immer Monarchen genannten Volksrepräsentanten den — begründeten oder grundlosen — Ausbrüchen des Massenunwillens entzog. Ein Herrscher, der sich in das Gehege der Verfassung fügt, ist vor dem Haß geschützt; kein Gitterstab und kein Paragraph aber hindert ihn, seiner Mitbürger Liebe zu erwerben: er hat die Ehre, den Ruhm, das Privilegium der Unverletzlichkeit, ohne die Last der Verantwortung. Keine Kritik, auch nicht die zügelloseste, wagt sich an ihn heran; denn er bietet ihr keine Angriffsfläche. Er ist nicht mehr ‚die Regierung‘ und kann gelassen lächeln, wenn Rätthe, die er wählen und fortzuschicken darf, scharf getabelt werden. Das kommt vor; und daß es vorkommt, ist gut, denn ohne Kritik, ohne Tadel würden wir erstarren oder in eitler Selbstzufriedenheit ersticken. Es hilft auch nicht, wenn man die Menschen mahnt, das Gesamtwohl über die Partei zu stellen. Jede lebensfähige Partei ist der politische Ausdruck eines Klassen- oder Gruppeninteresses, dem sie Geltung verschaffen soll. Dieses Interesse scheint Dem,

den es erfüllt, natürlich das wichtigste für das Gesamtwohl: deshalb hängt er an der Partei, die es vertritt, und deshalb sucht er ihr den Sieg zu sichern. Die Frage ist nur: welches Interesse soll maßgebend sein? Das der größten Masse? Nach diesem Grundsatz ist bisher weder im Deutschen Reich noch in unserer guten Stadt Hamburg regirt worden; sonst hätten wir nicht so oft darüber geklagt, daß unsere Handelsstadt im Reichstag ausschließlich durch Sozialdemokraten vertreten wird, die doch ganz sicher die größte Masse hinter sich haben. Das der Reichsten, Weisesten, im Rang Höchsten? Ein Gelehrter mag die Frage beantworten. Wir sind Kaufleute, kennen Debet und Kredit, können Registertonnen berechnen und nach Treue, Glauben und Usance handeln; und wir meinen, es werde in der Welt wohl bleiben, wie es bisher immer war. Kein König wird freiwillig thun, was seine Macht mindern, kein Händler, was seine Geschäftseinnahmen schmälern kann; kein Seefahrer wird seine zärtlichste Theilnahme dem Landbau zuwenden, kein Ackermann die Schifffahrt zum Gegenstand seiner Hauptforge machen. Jedem ist das Hemd näher als der Rock. Die verschiedenen Parteien und Interessengruppen müssen zusammenstoßen; dann wird sich zeigen, wo die Stärke wohnt. Daß Alle das Opfer ihres Intellektes und ihrer Interessen bringen und einmütig dem Heerrufe folgen sollen, darf man in Friedenszeiten nicht fordern. Wurden die langen, blutigen Kriege für das freie Selbstbestimmungsrecht der Völker denn vergebens geführt? Und wo ist der sterbliche Mensch, der sich vermaßen, zu sagen, er allein sei, in einem ganzen verblendeten Volk, vor Irrthum und Wahn stets gesichert?

Euer Majestät haben mit Recht verlangt, das Volk müsse für seine Wohlfahrt Opfer bringen. Gemeint sind Opfer an Gut und Blut. Die hat es gebracht, bringt es täglich, auch wenn auf keiner Wahlstatt gefochten wird, und es hört staunend, daß es sich dazu nun erst entschließen soll. Nur den Herrscherhäusern, die nicht aussterben, nicht verarmen sollen, hat die Uebereinkunft solche Opfer erspart. Das Opfer unserer Einsicht aber, unseres kritischen Verstandes bringen wir nicht, können wir nicht bringen, weil wir uns damit des werthvollsten Menschenrechtes entäußern würden. Ich will nicht ins Weite schweifen, sondern nur im Namen meiner hamburgischen Berufsgenossen sprechen, die ja auch der Vorwurf mangelhaften Verständnisses und allzu kritischer Parteilichkeit treffen könnte, weil sie dem Euer Majestät lieben Kanalplan Widerstand leisten. Unsere Väter und wir haben, Jeber nach seiner Kraft, in emsiger Arbeit die Handelsmacht dieser Stadt geschaffen. Sie wuchs und eroberte die Märkte der Erde, ohne daß eines

Fürsten Gunst sie schirmte, eine starke Schlachtflotte sie schützte. Nüchterne Kaufleute saßen in ihren Kontoren oder fuhren in die ferne Fremde hinaus, berechneten die kommenden Konjunkturen und kalkulirten mit kühlem Kopf, wo, wie und wodurch Etwas zu verdienen sei. Als während des Dreißigjährigen Krieges ein Deutscher Kaiser von der Hansestadt Beiträge für eine deutsche Flotte forderte, lehnten die Hamburger die Forderung ab: sie wollten allein ihre Geschäfte besorgen und sich nicht an eine der habernnden Parteien binden. In Krieg und Frieden wußten sie sich zu helfen; denn für einen klugen und arbeitsamen Händler giebt es stets irgend eine lohnende Geschäftsmöglichkeit. Im Siebenjährigen Krieg verhalf die Getreidetheuerung unseren Vätern zu einem einträglichen Kornhandel. Nach dem Transvaalkriege werden wir Siegern und Besiegten Waaren zum Ersatz des zerstörten Materials verkaufen. 1866 liebten wir die Preußen nicht und hielten dennoch zu ihnen, weil unser Geschäftsinteresse es gebot. 1880 liebten wir sie noch immer nicht und ließen uns dennoch auf die Zollgemeinschaft ein, wiederum aus Geschäftsinteresse. Beide Schritte haben auf gute Wege geführt; und beide wurden nur vom Handelsinn, nicht im Geringsten von einem Hochgefühl diktiert. So war es gestern, ist heute, wirds morgen sein. Das Aufblühen unseres Stadthandels hat mit der Mehrung der deutschen Flotte nicht das Mindeste zu thun. Das stärkste und schnellste Anwachsen unserer hamburgischen Seeschiffzahl fällt in das Jahrzehnt von 1855 bis 60, die sichtbarste Zunahme unseres Hafensverkehrs in die Zeit von 1870 bis zum Tode des alten Kaisers, in Epochen also, die von dem Anspruch auf eine Schlachtflotte auch nur zweiten Ranges und von einer Weltmachtspolitik napoleonischen Stils noch nichts wußten. Jetzt haben wir mehr Kriegsschiffe, als man damals ahnen konnte, mehr, als wir für den Alltagsdienst brauchen — auf der danziger Werft liegt der große Kreuzer „Freya“ über Jahr und Tag unbenutzt fertig —, und es fehlt hier in Hamburg nicht an Leuten, die behaupten, mit unserer Handelsherrlichkeit gehe es schon bergab. Trotzdem sind wir bereit, neue Schlachtschiffe zu bewilligen, wenn Sachverständige sagen, daß es unbedingt nöthig ist; nur soll man nicht durch die Behauptung, wir Rheder und Kaufleute brauchten diese Schiffe zur Erhöhung unseres Profites, den Neid und die Wuth der Besitzlosen gegen uns waffnen. Wir sind auch bereit, unter sachverständiger Führung und Verantwortung eine expansive Eroberungspolitik mitzumachen und dem Beispiel der großen Industrie- und Kolonialstaaten zu folgen; nur soll man nicht glau-

ben, die dazu gehörigen Mittel könnten den alten Preußenstaat unangestastet lassen. Wo es aber an unser Lebensinteresse, an unsere Tasche geht, da können wir uns des eigenen Urtheils nicht begeben. Der Rhein-Elbe-Kanal würde die belgischen und holländischen Häfen begünstigen, Rotterdam, unser gefährlichster Konkurrent, hätte von der Ausführung des Planes den Hauptvortheil und wir könnten noch einmal, wie um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, Hamburgs Handel an Holland fallen sehen. Mit dem überseeischen Handel aber würde auch die Kauffahrteiflotte verkümmern. Und was nützt uns dann die Mehrung der Kriegsmarine? Deshalb glauben wir, nicht Nörgler und Parteifüchtlinge, sondern gute Patrioten zu sein, wenn wir uns gegen einen Plan wehren, der die schon von der Natur begünstigten fremden Häfen noch auf unsere Kosten zu stärken und die heimische Handels- und Seemacht zu schwächen geeignet ist. Hamburger Rheder, die für die Ausführung solchen Projektes ihr gutes Geld freiwillig hergäben, würden wir für Tröpfe halten, nicht für Patrioten und Idealisten.

Idealisten sind wir nicht. Aber duldsam sind wir nicht nur in den Gängen und Gäßchen, in die abends der Fremde schleicht. Deshalb bestreiten wir auch den Vertretungen anderer gewerblichen Gruppen nicht das Recht, ihre Interessen wirksam wahrzunehmen. Wir wissen: das „frisch sprudelnde Leben einer Hansestadt“, das Eure Majestät eben rühmten, ist kein sicherer Gradmesser für den Wohlstand eines Landes. Der wurzelt in anderem Erdreich. Hier würde das Leben auch frisch sprudeln, wenn Deutschland noch mehr als heute schon mit fremden Produkten überschwemmt würde. Wir aber bedenken als weitsichtige Großkaufleute auch das Ende und wünschen deshalb, recht viele deutsche Schiffe möchten Erzeugnisse deutschen Bodens an gute Absatzstätten tragen und als Rückfracht nur solche Rohprodukte mitbringen, die der deutsche Boden nicht bietet. Daß, dem Volk und Eurer Majestät zu dauerndem Heil, die hamburger Rhedee uns diesen froh stimmenden Anblick gewähre: Darauf erhebe ich mein Glas!“



Wozu dient unsere Nahrung?

„Die richtige Doktorfrage!“ wird vielleicht Mancher beim Lesen dieser Ueberschrift ausrufen. Da ist wohl nicht viel zu fragen. Wir brauchen unsere Nahrung zum Leben; denn wenn wir keine Nahrung bekommen, müssen wir schließlich verhungern.

Was ist aber das Leben? Und warum brauchen wir die Nahrung zum Leben?

Darauf weiß nun allerdings der einfache Laienverstand kaum mehr Bescheid und er sieht sich daher bemüßigt, an die Wissenschaft zu appelliren. Diese aber belehrt ihn, daß das Leben auf der Umwandlung der chemischen Spannkkräfte der Nahrung in die verschiedenen vitalen Energien, also vor Allem in Massenbewegung und Wärme, beruht, daß wir also unsere Nahrung brauchen, um damit unsere Lebensmaschine zu heizen, daß beim Fehlen der Nahrung die Bestandtheile der Maschine selbst als Heizmaterial verwendet werden und daß Dies so lange dauert, bis die halbverbrannte Maschine nicht weiter funktionirt und der Hungertod eintritt.

Mit dieser Antwort geben sich nun die Meisten zufrieden und denken: Wenn die Gelehrten es sagen, wird es damit seine Richtigkeit haben. Ein kritischer Kopf wird aber vielleicht bei jenem Theil der Belehrung stutzig werden, der die Maschinentheile selbst als Heizmaterial verwendet wissen will. Und in der That müssen wir uns fragen, ob wir uns eine Maschine vorstellen können, deren Material identisch ist mit einem der Heizstoffe, die in ihr verbrannt werden, die aber gleichwohl so lange intakt bleibt, wie sie tüchtig geheizt wird, und erst in dem Augenblick selbst zu brennen anfängt, wo man unterläßt, sie mit brennbaren Stoffen zu versehen. Der naive Verstand wenigstens möchte eher das Umgekehrte erwarten, daß nämlich die brennbaren Theile der Maschine nur so lange verschont bleiben, als sie nicht der Lohse ihres brennenden Inhaltes ausgesetzt werden, daß sie aber um so rascher verbrennen, je mehr von diesem Inhalt neben und zwischen ihnen verbrennt.

Aber auch vom streng wissenschaftlichen Standpunkt aus erheben sich schwere Bedenken gegen die herrschende Lehre, die die Nahrungstoffe im lebenden Körper wie in einer Kraftmaschine zum Zweck der Kraftlieferung verbrennen läßt. Ich will die wichtigsten dieser Bedenken hervorheben.

Wäre es wahr, daß die Funktion der Nahrung auf ihrer Verbrennung oder sonstigen Zerstörung zum Zweck der Energielieferung beruht, dann müßten sich daraus folgende Konsequenzen ergeben:

Erstens könnte nur eine brennbare Substanz als Nahrung dienen, Das heißt, nur eine solche, die sich mit Sauerstoff zu höher oxydirten Verbrennungsprodukten verbinden kann. Vollkommen gesättigte Verbindungen,

die keine chemische Verwandtschaft zum Sauerstoff besitzen, könnten nie und nimmer als Nahrung verwendet werden. Zweitens müßte sich der Werth einer Nahrung nach der Zahl der in ihr enthaltenen Wärmeeinheiten oder Kalorien*) bemessen lassen und zwei Nahrungstoffe oder Nahrungsgemenge, die bei ihrer Verbrennung die gleiche Wärmemenge liefern, müßten einander unabhängig von ihrer sonstigen Zusammensetzung vertreten können. Endlich aber müßte eine jede Substanz, die in den Säften eines lebenden Organismus verbrennt, für den Organismus auch Nährwerth besitzen und müßte im Stande sein, nach Maßgabe der bei ihrer Verbrennung frei werdenden Wärmemenge einen entsprechenden Theil der gewohnten Nahrung zu ersetzen.

In Wirklichkeit ist aber keine einzige dieser logischen Deduktionen durch die Erfahrung verifizirt worden.

Am Leichtesten und Raschesten erlebigt sich der erste Punkt; denn wir kennen eine große und hochwichtige Gruppe von Organismen, nämlich das gesammte Pflanzenreich, das vorwiegend — so weit es sich um die grünen Pflanzen handelt, sogar ausschließlich — auf Kosten von chemisch gesättigten Verbindungen lebt, die niemals verbrannt werden. Und dennoch sind die Pflanzen eben so lebend wie die Thiere, sie sind reizbar wie diese, sie entwickeln in Folge der Reizung die selben vitalen Energien, sie erzeugen Wärme, Licht, elektrische Strömung und Massenbewegung, — und alles Das geschieht, obgleich ihre Nahrungstoffe niemals zur Heizung ihrer Lebensmaschine, sondern nur zum Aufbau neuer Theile ihres Organismus verwendet werden können.

Aber auch die Thiere können ohne gewisse unverbrennliche mineralische Substanzen nicht existiren, und zwar sind Dies zum Theil die selben Stoffe, die — wie Kalium, Calcium, Magnesium und Eisen — auch den meisten Pflanzen unentbehrlich sind. Diese Thatsache, daß nämlich nicht nur die wachsenden, sondern auch die ausgewachsenen Thiere Stoffe ohne jeden Wärmewerth zu ihrer Ernährung brauchen, bleibt aus der herrschenden Lehre, nach der die Nahrungstoffe als Kraftquelle dienen sollen, geradezu unerklärlich; und einzelne Physiologen sind auch aufrichtig genug, zu gestehen, daß die Nothwendigkeit einer fortwährenden Zufuhr erheblicher Salzmenngen für den ausgewachsenen Organismus vorläufig schlechthin räthselhaft erscheint. Aber das Räthsel verschwindet sofort, wenn man die Annahme, daß die Nahrung bloß oder doch vorwiegend dazu diene, in den Säften zum Zwecke der Kraftentwicklung oxydirt zu werden, verläßt und sich dem so nahe liegen-

*) Unter einer Kalorie versteht man jene Wärmemenge, die nothwendig ist, um ein Kilogramm Wasser um einen Grad Celsius wärmer zu machen oder um, in mechanische Arbeit verwandelt, ein Kilogrammgewicht 424 Meter hoch zu heben.

den Gedanken zuwendet, daß diese Salze nicht nur bei den Pflanzen, sondern auch bei den Thieren im Verein mit den übrigen Nahrungstoffen zum Aufbau ihrer lebenden Theile verwendet werden.

Mit der Konstatirung der Thatsache, daß unentbehrliche und durch nichts zu ersetzende Theile unserer Nahrung keinen Brennwerth besitzen, ist aber auch schon der zweite Hauptsatz der herrschenden Lehre durchbrochen, der besagt, daß der Werth einer Nahrung nach der Zahl der in ihr enthaltenen Wärmeeinheiten bemessen werden müsse. Aber trotzdem ist dieser Satz nicht nur von der großen Mehrheit der Physiologen acceptirt, sondern er wird auch ohne Weiteres auf das praktische Leben übertragen.

„Für die Kraftzufuhr, also für die eigentliche Aufgabe der Nahrung, ist es gleichgiltig, welche Nahrungstoffe zugeführt werden, vorausgesetzt, daß sie die nothwendige Menge von Kalorien enthalten.“

Dieser von einem anerkannten Forscher ausgesprochene und meines Wissens von Niemand bemängelte Satz spricht wohl deutlich genug, und eben so wäre es ein Leichtes, an einer beliebigen Zahl von Beispielen zu demonstrieren, daß man einfach ausrechnet, wie viele Kalorien der Soldat, der Arbeiter, der Sträfling, der Kranke, das Pferd u. s. w. zum Leben benötigt, und daß man es für ausgemacht hält, hundert Kalorien der einen Nahrung könnten durch eben so viele der anderen ersetzt werden.

Und doch ist es kein Geheimniß, sondern jedem Theoretiker und jedem Praktiker genau bekannt, daß der thierische Organismus unter allen Umständen eine gewisse, und zwar keineswegs geringe Eiweißmenge zu seinem Lebensunterhalt unbedingt benötigt und daß die in diesem Eiweißminimum enthaltene Kalorienzahl durch keinen anderen Nahrungstoff, also weder durch Mehl oder Zucker noch durch Fett, ja, nicht einmal durch die Leimsubstanzen, die durch ihren Stickstoffgehalt den Eiweißstoffen ziemlich nahe stehen, ersetzt werden kann. Entzieht man einem Thier dieses unentbehrliche Deputat von Eiweiß, dann scheidet es in seinen Auswurfstoffen Tag für Tag ein erhebliches Stickstoffquantum aus, das von den zerstörten Theilen seines eigenen Körpers herrührt; und wenn man ihm statt des entzogenen Eiweißes auch noch so viele andere vortreffliche Nahrungstoffe von hohem Brennwerth zuführt, so wird es doch immer schwächer und magerer und ist endlich ohne Eiweißzufuhr unrettbar dem Hungertod verfallen. Eiweiß auf der einen und Leim, Fett und Zucker auf der anderen Seite können einander also keineswegs nach der Zahl ihrer Kalorien vertreten; und Diejenigen, die trotzdem die Lehre von der Isodynamie — Das heißt: der physiologischen Gleichwerthigkeit aller Nahrungsmengen von gleichem Brennwerth — propagiren müssen auf alle möglichen Ausflüchte sinnen, um den Widerspruch zu verdecken, den die eben berührten Thatsachen gegen ihr keineswegs der Erfahrung entnommenes, sondern bloß a priori konstruirtes Geseß erheben.

Man sagt also, die Thiere brauchen ihr Eiweißminimum, um die zerstörten Blutkörperchen, die an der Haut- und Darmoberfläche abgestoßenen Zellen und endlich auch die ausgefallenen Haare und abgestoßenen Nägel zu ersetzen, so daß also eigentlich ein Kahlkopf bei Eiweißmangel entschieden im Vortheil sein müßte. Von den eigentlich thätigen Organen aber, den Muskeln und Drüsen, ist dabei gewöhnlich gar nicht die Rede, weil die herrschende katabolische Lehre verlangt, daß sie nur Maschinen vorstellen, in denen die Kalorien der Nahrung in Muskelkraft und andere vitale Energien verwandelt werden, ohne daß die Maschine selbst sich am Stoffwechsel betheilige. Höchstens wird einmal schüchtern zugegeben, daß die Maschine bei ihrer Arbeit auch abgenützt wird und daß die abgenützten Theile mit Hilfe des Nahrungseiweißes ausgebessert werden. Es ist aber klar, daß mit diesem halben Zugeständniß eines metabolischen Stoffwechsels das Prinzip, daß der Werth einer Nahrung nach der Zahl ihrer Kalorien zu bemessen sei, von Neuem durchbrochen ist. Denn jener Theil der Nahrung, der zur Rekonstruktion zerstörter Körperteile verwendet wird, kann sicher nicht nach seinem Brennwerth, sondern nur nach seinem Banwerth, also nach seiner Fähigkeit, sich am Aufbau des Körpers zu betheiligen, beurtheilt werden. Das Selbe ist aber der Fall, wenn ein wachsender Organismus einen großen Theil seiner Nahrung zur Bildung seines Körpers verwendet oder wenn manche Thiere von der ihnen zukommenden Regenerationskraft Gebrauch machen und verloren gegangene Glieder auf Kosten ihrer Nahrung ersetzen. Auch wenn ein Organismus bei der Fortpflanzung thätig ist, wenn er Eier oder Samen, Milch oder Dottersubstanzen produziert oder wenn er einem in seinem Inneren heranwachsenden Keim das Material zu seiner Ausbildung gewähren soll, kommt es wieder nicht darauf an, ob die von ihm aufgenommenen Stoffe so und so viele Kalorien enthalten, sondern nur, ob sie befähigt sind, sich am Aufbau des wachsenden Protoplasmas zu betheiligen. Die übliche Auffassung der Nahrung als Trägerin chemischer Spannkräfte und als Brennstoff für unsere Lebensmaschine ist also in dieser allgemeinen Fassung ganz sicher nicht zutreffend, denn in jedem Falle hat die Nahrung vor Allem die Aufgabe, den Körper aufzubauen, und es kann sich höchstens darum handeln, ob gewisse Theile der Nahrung außerdem dazu verwendet werden, durch ihre bloße Verbrennung Wärme, Bewegung und andere vitale Energien zu entwickeln.

Wenn Das aber der Fall wäre, dann müßte das Gesetz der Stodnamie oder der gegenseitigen Vertretung der Nahrungstoffe nach ihrem Brennwerth wenigstens für alle übrigen Theile der Nahrung mit Ausnahme der Eiweißstoffe und der anorganischen Nahrungbestandtheile in Geltung bleiben. Aber auch gegen diese eingeschränkte Fassung legen die Thatsachen ihr Veto ein. Da haben wir z. B. die durch Kochen von Knorpel, Knochen und

Vindegewebe gewonnenen Leimsstoffen, die zwar das Eiweiß trotz ihrem Stickstoffgehalt nicht ersetzen können, die aber neben Eiweiß ein vorzügliches Nahrungsmittel abgeben. Der Wärmewerth dieses Stoffes beträgt 5493 Kalorien, während für Fett die Zahl 9689 gefunden wurde. Wenn also Fett und Leim einander nach der Zahl der von ihnen bei ihrer Verbrennung gelieferten Kalorien vertreten könnten, dann müßten hundert Gramm Fett, neben Eiweiß genossen, fast doppelt so viel werth sein als hundert Gramm Leim. Das Experiment hat aber ein ganz anderes Resultat ergeben. Als nämlich Professor Voit in München, der zusammen mit Pettenkofer die moderne Stoffwechsellehre begründet hat, einem Hunde neben 400 Gramm Fleisch 200 Gramm Leim verabreichte, konnte das Thier mit dieser Nahrung nicht nur seinen Körperbestand erhalten, sondern sogar noch etwas Fleisch ansetzen. Als er aber die 200 Gramm Leim durch eben so viel Fett mit nahezu doppelt so vielen Kalorien ersetzte, ergab sich die für die Lehre der Isodynamie geradezu vernichtende Thatsache, daß das Thier jetzt sogar von seinem Bestand einbüßte, daß also die doppelte Kalorienzahl des Fettes noch lange nicht so viel leistete wie der um so Vieles geringere Kaloriengehalt des Leimes. Es kann sich also bei der Ernährung mit Fett oder Leim unmöglich darum handeln, daß diese Stoffe in den Säften verbrennen, um Wärme zu erzeugen oder mechanische Arbeit zu leisten, sondern sie betheiligen sich offenbar eben so wie das Eiweiß am Aufbau der durch die vitalen Reize zerstörten Theile der lebenden Substanz; und die zwar kalorienärmeren, dafür aber stickstoffhaltigen Leimsstoffen sind aus dem Grunde werthvoller als die kalorienreicheren, aber stickstofffreien Fette, weil sie im Stande sind, gewisse stickstoffhaltige Atomkomplexe der Protoplasmamoleküle aufzubauen, zu deren Bildung in Ermangelung der Leimsstoffen entweder Eiweißstoffe der Nahrung oder eiweißartige Reservestoffe des Körpers herangezogen werden müssen.

Ich komme nun zu der dritten Deduktion aus der herrschenden Lehre, die verlangt, daß jede Substanz, die unter dem Einfluß und im Bereich des lebenden Protoplasmas verbrennt, auch eo ipso für den Organismus Nährwerth besitze, und zwar einen so großen Nährwerth, wie er eben den bei seiner Verbrennung frei werdenden Kalorien entspricht. In der That hat man, von dieser theoretischen Schlußfolgerung ausgehend, eine ganze Reihe von Stoffen, die erwiesenermaßen im lebenden Organismus zu Kohlensäure und Wasser verbrannt werden, nämlich Alkohol, Glycerin, Milch- und Essigsäure und noch einige andere Pflanzensäuren, als Nahrungstoffe proklamirt; und namentlich dem Alkohol hat man eine große Bedeutung für die Ernährung zugeschrieben, weil er einen sehr hohen Brennwerth — 7184 Kalorien gegen etwa 4100 der verschiedenen Zuckerarten — besitzt und weil überdies seine

Verbrennung sich ziemlich rasch vollzieht. Man hat daher die alkoholischen Getränke insbesondere schwächlichen und kränklichen Individuen als wirksames Kräftigungsmittel empfohlen, man hat geglaubt, daß eine anstrengende Arbeit am Besten mit Hilfe der Kalorien dieses rasch verbrennenden Stoffes geleistet werden kann; und bei Kostberechnungen hat man diese Kalorien genau so wie diejenigen von Eiweiß, Zucker oder Fett behandelt und sie ohne Weiteres in die Gesamtsumme der Nahrungskalorien einbezogen. Die aprioristische Voraussetzung, daß eine Substanz, die im Körper oxydiert wird und dem Körper ihre chemischen Spannkraften zur Verfügung stellt, deshalb notwendiger Weise auch die Rolle eines Nahrungstoffes übernehmen müsse, war eben für die Meisten so zwingend, daß sie an der krank machenden und bei einer gewissen Dosis sicher tödenden Wirkung dieses Stoffes keinen Anstoß nahmen und gar nicht überlegten, ob es denn wirklich Stoffe geben könne, die gleichzeitig Nahrung und Gift repräsentieren. Erst die exakten Stoffwechselversuche, die zumeist in der sicheren Erwartung unternommen wurden, die theoretische Voraussetzung durch zahlenmäßige Beläge bestätigt zu finden, haben die völlige Unrichtigkeit dieser Voraussetzung erwiesen. Während man nämlich ein Thier durch Zugabe einer bestimmten Menge von Zucker oder Fett zu der unentbehrlichen Eiweißration sehr leicht auf seinem Bestand erhalten kann, wäre Das nicht nur nicht möglich, wenn man alle Kalorien von Zucker oder Fett durch diejenigen des Alkohols ersetzte, sondern nicht einmal den kleinsten Theil derjenigen Nahrungsmenge, die notwendig ist, um den Körper im Gleichgewicht zu erhalten, kann man durch Alkohol, Glycerin oder Milchsäure ersetzen. Ja, bei den Alkoholversuchen hat sich sogar ergeben, daß der Körperverlust geringer ist, wenn man von der notwendigen Nahrung ein gewisses Quantum einfach wegläßt, als wenn man dieses Quantum durch die entsprechenden Kalorien des Alkohols zu ersetzen sucht. Mit anderen Worten: der Schwund des ungenügend genährten Körpers macht raschere Fortschritte mit Alkohol als ohne ihn. Dieser Stoff ist eben nicht nur nicht im Stande, sich wie ein wirklicher Nahrungstoff am Aufbau des Protoplasmas zu betheiligen, sondern er wirkt sogar, wie jedes Gift, zerstörend auf die lebende Substanz, indem er wahrscheinlich in dem Augenblick, wo seine eigenen Moleküle verbrennen, zugleich auch die Moleküle des Protoplasmas, in deren Nähe diese Verbrennung stattfindet, zerstört.

Hier zeigt sich also mit einem Male, daß die in der Ueberschrift aufgeworfene Frage nicht nur akademische Bedeutung besitzt, sondern daß sie tief ins praktische Leben eingreift und nicht bloß in Bezug auf den Organismus des Einzelindividuum, sondern auch für den sozialen Organismus als eine im wahren Sinn des Wortes brennende bezeichnet werden kann. Denn alle Diejenigen, die, erschreckt durch die physischen und moralischen Verheerungen, die der stetig zunehmende Alkoholgenuß in der Spezies Homo anrichtet, es

sich zur Gewissenspflicht gemacht haben, den Alkohol nach Kräften zu bekämpfen, mußten bis jetzt darauf gefaßt sein, daß man ihnen, unter Berufung auf die heute noch gültigen Prinzipien der Ernährungsphysiologie, immer wieder die nährende und kräftigende Wirkung des Alkohols entgegenhielt. Denn wenn die Nahrung dazu dient, dem Organismus chemische Spannkräfte und Verbrennungswärme zuzuführen, dann muß der kalorienreiche Alkohol trotz seiner nicht abzuleugnenden Giftigkeit dennoch eine vorzügliche Nahrung gewähren, weil er im unmittelbarsten Bereich des lebenden und Arbeit leistenden Protoplasmas verbrennt. Wenn aber die Nahrungstoffe nur dazu dienen, die durch die Lebensreize zerstörten protoplasmatischen Theile wiederherzustellen, dann ist der Alkohol keine Nahrung, sondern schlechtweg ein Gift; und die Frage kann sich nur noch darum drehen, ob man gegenüber der vielleicht unschädlichen Reizwirkung minimaler Dosen ein Auge zudrücken oder für die völlige Beseitigung der Verderben bringenden Substanz eintreten soll.

Lehre ich nun zu meinem Hauptthema zurück, so hat sich gezeigt, daß sämtliche Folgerungen aus der gegenwärtigen Auffassung der Nahrungstoffe als Träger der chemischen Energie für die Speisung der Lebensmaschine durch die Erfahrung und das Experiment in schroffster Form widerlegt worden sind. Denn es giebt wichtige und unentbehrliche Nahrungstoffe, die gar keine chemische Spannkraft besitzen; gewisse Theile der Nahrung können durch keine anderen, noch so spannkraftreichen Nahrungstoffe vertreten werden; diejenigen Stoffe, die einander wirklich vertreten können, thun Dies nicht nach ihrem Gehalt an Wärmeeinheiten; und endlich giebt es Substanzen, die im lebenden Organismus sicher oxydirt werden und ihm ihre gesammten Kalorien zur Verfügung stellen könnten, die aber trotzdem nicht den geringsten Theil der nothwendigen Nahrung zu ersetzen vermögen. Außerdem habe ich aber in einem früheren Artikel^{*)} gezeigt, daß die Verbrennung der Nahrungstoffe in den Säften, die der jetzigen Auffassung der Funktion der Nahrung zu Grunde liegt, nicht nur unbewiesen und unbeweisbar ist, sondern daß sich diese Annahme geradezu als ein Hinderniß einer jeden mechanischen Vorstellung von der Wirkung der vitalen Reize und dem Wesen der Lebensprozesse erweist. Dagegen steht die hier vorgeschlagene streng metabolische Auffassung der Stoffwechselprozesse nicht nur mit keiner einzigen Erfahrungsthatfache in Widerspruch, sondern sie gestattet zum ersten Male, die hieher gehörigen Thatfachen zu einer einheitlichen, anschaulichen und mechanisch möglichen Erklärung zu verknüpfen.

Die Titelfrage wird also jetzt wie folgt beantwortet:

^{*)} Vergleiche den Artikel „Die Reize und das Leben“ in Nr. 45 des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift.

Unsere Nahrung dient uns zum Aufbau unseres Protoplasmas. Sind einmal die chemischen Einheiten der lebenden Substanz auf Kosten der Nahrungstoffe gebildet, dann ergibt sich alles Uebrige durch die Wirkung der vitalen Reize von selbst. Beim Zerfall dieser chemischen Einheiten werden die formbildenden Theile, die toten Reservestoffe und die spezifischen Absonderungsprodukte gebildet; mechanische Spannkraft, die beim Hineinwachsen neuer Protoplasmatheile zwischen die älteren entstanden sind, werden durch die Zerstörung der dehnbaren Theile in verkürzende Kräfte und in Massenbewegung verwandelt; die Zerfallprodukte der Protoplasamoleküle werden der Einwirkung des umgebenden Sauerstoffes zugänglich und ihre Verbrennung liefert die vitale Wärme; durch Zerfall und Aufbau werden entgegengesetzte elektrische Spannungen erzeugt, die sich nach außen in elektrodynamischer Wirkung geltend machen können. Sobald also einmal die labilen Protoplasamoleküle auf Kosten der Nahrung gebildet sind, bedarf es keiner weiteren Spannkraftlieferung, weil mit diesem Aufbau allein bereits sämtliche Spannkraft gegeben sind, die sich durch den Reiz in die verschiedenen aktuellen Energien des Lebens verwandeln. Fehlt aber die Nahrung, dann wird die Lebensmaschine nicht, wie man sich bis jetzt vorgestellt hat, Stück für Stück demontirt, um damit ihre restirenden Theile zu heizen, sondern es fehlt eben das Material für den Wiederaufbau der durch die vitalen Reize zerstörten Protoplasmatheile; es werden also zunächst die toten Reserven herangezogen, mit ihrer Hilfe wird ein Theil der zerstörten Moleküle wieder aufgebaut und auf diese Weise das Leben oft noch ziemlich lange gestiftet. Aber endlich werden diese Reserven immer spärlicher, der Wiederaufbau des zerstörten Protoplasmas wird immer unvollständiger, die auf dem Reizzerfall des Protoplasmas beruhenden Lebensäußerungen werden naturgemäß immer schwächer und kraftloser, — und endlich kommt der Moment, wo lebenswichtige Theile nicht mehr ernährt, d. h. nach ihrem Zerfall nicht wiederhergestellt und daher die von diesem Zerfall abhängigen Leistungen nicht mehr vollzogen werden können. Dann stockt die ganze Maschine und der Organismus hat zu leben aufgehört.

Wien.

Professor Max Saffowitz.



Eine Van Dyck-Ausstellung.

Der Ruhm, den Amsterdam mit seiner Rembrandt-Ausstellung davongetragen hat, ließ die Antwerpener nicht schlafen und so veranstalteten sie zur dreihundertjährigen Feier des Geburtstages ihres theuersten Meisters im königlichen Museum eine Ausstellung seiner Werke. Es wäre schön, wenn solche Sammel-ausstellungen sich einbürgerten und ein Meister nach dem andern an die Reihe käme, obgleich gewisse Erwägungen auch dagegen sprechen. Bei Gelegenheit der Rembrandt-Ausstellung ist ein Bild — zum Glück nicht gerade eins der werthvollsten —, als es umgehängt wurde, innerhalb der Mauern der Ausstellung beschädigt worden. Da Das aber geschulten Angestellten passirte, hätte es eben so gut auch da vorkommen können, wo das Bild zu Hause war. Wenn der Verkauf u. s. w. die Bilder immerhin unleugbaren Gefahren aussetzt, — wie sehr wird doch auch der Nutzen, den die Kunstwerke stiften werden, durch Veranstaltungen wie die in Amsterdam und Antwerpen gesteigert! Wird eine Sache in Gebrauch genommen, so nutzt sie sich ab, daran ist nichts zu ändern; wird eine Sache nicht gebraucht, so kann sie aber nichts nützen. Ist es nicht besser, daß unter tausend oder zehntausend Fällen einmal ein kleiner Schaden angerichtet wird, als daß der Werth der Werke latent bleibt, wie in den vielen Privatsammlungen, die nicht zugänglich sind? Der große Kunstbesitz gewisser alter Familien in England und Italien ist ohne diese Ausstellungen so gut wie verloren. Denn, selbst wenn der Erbe solcher Schätze kunstsinzig genug ist, um sie wärzigen zu können, kommen sie doch nur ihm, seiner Familie oder seinen Freunden zu Gute. Auch kann das Verhältniß zur Kunst, ohne Entzweiung zu werden, nicht Das einer lieben Wohnheit sein. Der Aristokrat hängt gewiß an den Bildern, die ihm seine Ahnen hinterlassen haben, auch wenn sie nicht Familienportraits sind, aber er wird die größte Nähe haben, von dieser patriarchalischen Zuneigung die traute Banalität des Verhältnisses fern zu halten, in dem er auch zu dem Schweinsledersessel seines Urgroßvaters steht. Die Kunst verträgt die alltägliche Berührung nicht. Ihr Genuß bedingt besondere Sammlung; er gebieth deshalb so glücklich in der Kirche und drängt heute aus dem selben Grunde, von allem Anderen ganz abgesehen, zum Kommunismus. In Antwerpen waren einige ganz kostbare, ganz seltene Werke aus Privatbesitz ausgestellt. Tausende, Zehntausende sind hingepilgert, um sie zu sehen, und in den wenigen Monaten der Ausstellung hat das Gute vielleicht hundertfach stärker gewirkt als sonst in Jahrzehnten.

Außerdem war für die übergroße Mehrzahl der Besucher der Eindruck des Lebenswerkes Van Dycks ein vollkommen neuer. Gerade die Bilder aus Privatsammlungen müssen eine Aenderung der öffentlichen Meinung herbeiführen, — allerdings nicht lediglich im Sinne der Van Dyck Schwärmer. Manches muß man nach dieser Ausstellung von seinem Konto abziehen, Vieles, das man in einzelnen Bildern nur ahnte und das hier, wo über hundertunddreißig Werke seiner Hand vereint waren, zur besseren Geltung kam, hinzufügen. Das bleibende Resultat wird eine gerechtere Würdigung sein.

Van Dyck ist ein Künstler mit den denkbar stärksten Qualitätsdifferenzen, ganz und gar defakent, außerordentlich effektiv; roh da, wo er mit den Mitteln

der väterländischen Tradition ins Große strebt, unübertrefflich, wo er das ihm eigene Gebiet betritt, das er erst nach unendlichen Irrungen im fremden Land entdeckte. Rubens, der Lehrer Van Dyck's, hatte eigentlich nur Gehilfen, keine Schüler und war nicht zum Lehrer geschaffen, — nicht nur, weil er zu groß dafür war. Die Kunst, die er schuf, war bestimmt, das Fundament der modernen Malerei zu werden. In mannichfacher Form lehrt seine Eigenart in den nächsten bis zu den allerlehten Nachfolgern, die heute noch leben, wieder. Aber zum unmittelbaren Weiterbau, wie ihn Van Dyck in seiner ersten Zeit versuchte, eignete sich seine Kunst gar nicht. Dafür schiebt in Rubens das Künstlerische zu wild durcheinander; er hat nichts von der felsensteften Qualität der Quattrocentisten, von denen sich jeder Einzelne wie das eiserne Glied einer Kette einreißt. Er war genial in der Nebenbedeutung des Wortes, die sich nicht nur mit Größe, sondern auch mit Ungleichheit des Willens und Könnens deckt: aufschäumende Kraft und Entartung liegen bei ihm eng neben einander.

Alles, was Van Dyck von großer Komposition in Rubens' Schaffen sah, wurde bei ihm zu toller Entartung. Das Italienische der Renaissance, das Rubens, der Gewaltige, in seinem Werk zu bändigen wußte, wucherte in dem Schüler epigonenhaft weiter, aller edlen Elemente bar, ein Gräuelfür Auge und Empfindung. Es giebt in unserer an Banalem so reichen Ausstellungsmalerei nichts Schlimmeres als die Passionbilder, als den Christus am Kreuz, der dem Museum gehört, als die Aufrichtung des Kreuzes aus der Kirche von Courtrai oder den Kalvarienberg aus Mecheln, in dem Carlo Dolci nach der schlechten Seite hin überboten ist, nichts Höheres als den unter dem Kreuz zusammenbrechenden Christ in der Paulskirche von Antwerpen oder das Martyrium des Heiligen Petrus im brüsseler Museum, nichts Verlogeneres als die berühmte Ekstase des Heiligen Augustinus in der gleichnamigen Kirche Antwerpens. Sie ist in ihrer routinirten Malweise vielleicht das abstoßendste Werk der ganzen Epoche. Der Heilige im bewährten blauen Talar schaut, von beiden Seiten durch Engel gestützt, verklärt zu dem in den Wolken schwebenden Christus auf. Das frömmelnde Unwesen im Blick des Heiligen ist so auffällig, daß man fast auf den tollen Einfall kommen könnte, der Maler habe einen verdorbenen, lästernen Pfaffen zeigen wollen.

Erträglichler komponirt, mit einem schwachen Anflug jener großen flämischen Kunst, wie sie einst in Van der Goes triumphirte, ist die Anbetung der Hirten aus der Notre-Dame-Kirche von Termonde. Auch das von Legenden umwobene Bild des Heiligen Martin, der hoch zu Ross seinen rothen Mantel für einen Bettler zertheilt — ein Bild, das vor der verhängnißvollen Fahrt nach Italien gemalt wurde —, hat, weil es ursprünglich empfunden ist, manches Sympathische, ja, die Stütze zu dem selben Bild, die ausgestellt war, ist von seltener Frische.

Aber diese ganze idealistische Malerei verschwindet vor den Werken der reifen Epoche des Malers, der einzigen, die ihn zu seinem Ruhmestitel berechtigt: der Epoche, in der er sich als Portraitsisten entdeckte. Es ist eine traurige Ironie, daß das Vaterland des Künstlers im Wesentlichen nur Kompositionsbilder von ihm besitzt; die werthvollen Portraits sind in den Ländern geblieben, in denen sie gemalt wurden: in Italien und England. Eins der glänzenden italienischen Portraits, der Doge Doria von Genua — freilich nicht zu vergleichen

mit den Portraits in Turin und Genua —, ist vor Kurzem aus der ehemals potenfinschen Sammlung in das brüsseler Museum übergegangen; und das antwerpener Museum besitzt das sabelhaft lustige Portrait des dicken Fräuleins mit den Hunden. Beide nahmen auf der Ausstellung Ehrenplätze ein. Das Portrait war Van Dycks Rettung; und es war sein Glück, daß er sich in allen seinen Perioden, sowohl der flämischen, der italienischen wie endlich auch in seiner englischen Zeit, dieser Kunstgattung überließ.

Aus allen drei Perioden bot die Ausstellung eine große Zahl vorzüglicher Werke. Bei Weitem im Vordergrund standen die englischen Portraits. In Flandern war Rubens Nähe hinderlich; daher sind die flämischen Portraits zwar brav, altmeisterlich tüchtig, aber sie haben nur selten eigentlich Charakteristisches; in Italien standen Van Dyck die großen Venezianer des sechzehnten und die traurigen Manieristen des siebzehnten Jahrhunderts zu nah. Erst als ihn Thomas Howard nach England berief, wurde er ganz er selbst, — zum Ruh und Frommen der gesammten englischen Portraitmalerei, die heute in ihm mit Recht ihren Ahnen, den Vorgänger der Reynolds und Gainsborough, erblickt.

Van Dyck reagirte, ein echter Moderner, mit der Feinfühligkeit einer Mimose auf seine Umgebung. Er stand dem innersten Wesen seiner Landsleute fast rathlos gegenüber. Bekannt ist, daß er bei seinen burkschloßen Kameraden, an deren Trinkgelagen Theil zu nehmen er sich weigerte, wenig beliebt war. Das Ritterliche des *pittoro cavalerosco* in ihm hatte so gar nichts vom biederben Daubegen; es äußerte sich in eleganten Formen, in der Salanterie, im vornehmen Wesen, in einer Höflichkeit, die selbst für England der Zeit voraussteht. Er war nicht im Stande, sich jedem Milieu beliebig anzupassen; wo er aber ein ihm zusagendes Milieu fand, war ihm die Führerschaft unbedingt beschieden. In Italien gab er der verblässenden Pracht der Renaissance einen letzten Schimmer. Er hat mehr Haltung als die Manieristen; das Bild des mit einem wundervollen schwarzen Sammetmantel bekleideten Dogen hat gewiß Etwas von dem Hochmuth, in dem sich die Herrscher der reichen oberitalischen Republiken damals gefielen und der sich zumal in Venedig hervorthat, aber es steckt auch wirkliche Pracht darin, éclat. Das ungläublich manierirte Selbstportrait — im Profil, mit der Sonnenblume —, das der Herzog von Westminster gesandt hatte, fesselte trotzdem; nicht nur, weil es die Krenze Malweise zwischen Tizian und Veronese mit beinahe unbegreiflicher Geschicklichkeit interpretirt, sondern auch, weil man hinter dem selbstgefälligen Gesen doch ein bedeutenderes Etwas, eine Disposition zum *Odi profanum vulgus* vermuthet, die den Beschauer neugierig macht. Aber mehr noch als die äußere Pracht der italienischen Republiken entsprach der große Hof eines mächtigen Königs mit einer Pracht, die bereits Tradition und selbstverständlich, einem Raffinement, das zur Nothwendigkeit geworden war, Van Dycks Natur. Der antwerpener Krämersohn gefiel sich als der Abgott des Hofstaates, der Karl den Ersten umgab, — wohlverstanden: der Männer; die Frauen sind bis auf wenige Ausnahmen immer schlecht bei ihm weggekommen. Das kleine, dicke Fräulein in Mond mit den beiden Hunden zur Seite und dem Vogel auf der Hand, von dem ich schon sprach, nimmt im ganzen Werk des Meisters eine so einzige Sonderstellung ein, daß es fast von einem Anderen gemalt sein könnte, wenn es nämlich damals einen ebenbürtigen Anderen gegeben hätte. Köstlich und bei

Van Dyck einzig ist die Landschaft im Hintergrunde des Bildes; von höchstem Raffinement der Natürlichkeit sind die Farben.

Gute Frauenbildnisse sind die „Anna Maria de Camudio“ des Herzogs von Arenberg in Brüssel, das Bild aus dem Besitz des Grafen Brownlow in Ashridge: die vornehme bleiche Frau mit dem reizenden Kind, in dessen dunkelmalvenfarbigem Kleide die Palette des Künstlers wunderbare Töne gefunden hat. Gewöhnlich lassen seine Frauenportraits kalt, so das Kniestück der „Gräfin von Southampton“, die zwar lieblich, aber mit dem geöffneten Mund etwas thöricht wirkt. Sympathischer ist Penelope Wriothesley, eine Ahnin des gegenwärtigen Besitzers, Grafen Spencer in Althorp, dem auch das vorhergenannte Bild gehört und dessen Sammlung reich auf der Ausstellung vertreten war.

Unvergleichlich besser verstand er, die Männer anzuziehen, vielleicht deshalb, weil damals schon die Herren in England sich besser kleideten als die Damen. Wohl nicht das reichste, sicher aber eins der aller schönsten Kostümbilder ist der „William Villiers“. Er steht da in den zierlichen Beinleidern der Zeit, von denen heute nur noch eine schwache Erinnerung in der Unterkleidung der Damen fortlebt, in einem kostbaren Roth, das mit Gold bestickt ist; die Jacke brokatgelb mit prächtigem Spigentragen. In der Rechten hält er mit mädchenhafter Grazie den Mantel, in der Linken einen schwarzen Federhut.

Eine ganze Reihe ähnlicher Bilder hatten englische Sammler, nicht zuletzt auch die Königin, gesehen. — Ja Wu nur von solchen reden, bei denen das Interesse über das Kostüm hinausgeht. Da ist gleich die Perle der ganzen Ausstellung, der „Arthur Goodwin“ des Herzogs von Devonshire: eine überaus gelungene Farbensymphonie und zugleich von bedeutendem Ausdruck. Von dem braun-olivensfarbigen Grund hebt sich ganz en face das Bildniß ab, im Wesentlichen gelb, braun, oliven, — nur der obligate Vorhang links dunkelroth. Die übrigen Farbenunterschiede liegen eigentlich nur in den stofflichen Verschiedenheiten der Kleidung. Die selben Töne kehren, aufs Heußerste abgeklärt, in dem Fleisch und in den Haaren wieder. Wenn der moderne Begriff geistigen Adels berechtigt ist, so kann man sicher bei diesem Bildniß davon sprechen: das rein Geistige des Mannes ist festgehalten, ohne daß irgendwie der Eindruck des Schwächlichen entsteht. Nicht ganz vermieden wird dieser Eindruck in dem Doppelbildniß des Schauspielers Willigrew und des Dichters Carew aus der selben Zeit, das der Königin von England gehört. Der Eine hat den Ellbogen auf einen Säulenschaft und den Kopf in die Hand gestützt, der Andere deutet auf ein Manuskript in seiner Hand. Es ist viel Vornehmheit und Diskretion, aber doch auch etwas Krankhaftes in der affektirten Pose. „Kränklich sind eben beinahe alle diese vornehmen Leute aus der größten Zeit Van Dycks. Und er hat sie noch kränklicher und blasirter gemacht, als sie ohnehin schon waren: so den schmalen „James Day“ des Grafen Essex im schwarzen Kostüm mit grünen Strümpfen, der verdächtig den Zuschauer anblickt, oder den blondgelockten, schwachtenden Standartenführer Karls, „Edmund Verney“, aus der Sammlung Verney, den man Mühe hat, sich in Wirklichkeit gerüstet vorzustellen. Die Rüstung ist ein Staatskleid geworden, ein vollkommen malerisches Mittel, so besonders in dem schönen Bilde des Herzogs von Norfolk „Graf Arundel mit seinem kleinen Sohn“, in dem die Waffen des Grafen, das schöne Roth im Anzug des Knaben

und der prachtvolle Hintergrund — zur Rechten der goldbraune Renaissancestoff, zur Linken die dunklen Felsen — ein harmonisch ruhiges Ensemble bilden. Freilich: die Wahrheitapostel kommen bei Van Dyck zu kurz. Er opfert Alles — oder fast Alles — der Repräsentation. Das Prachtbild „Karl der Erste und die Königin Henriette Marie“, aus dem Besitz des Herzogs von Grafton, ist in den Posen so unwahr wie möglich. Die Königin reicht dem hohen Gemahl den Vorber und sieht dabei auf den Beschauer, der König sieht neben ihr vorbei. Aber wie herrlich ist das Kostüm gemalt, der rothe Sammet, die weiße Seide, die Spitzen! Und die Hände! Die Hand war für Van Dyck sozusagen der verkürzte Ausdruck des Repräsentativen und zugleich der Triumph der Grazie. Schon das frühe Selbstportrait aus der grafftonischen Sammlung mit dem aufgestützten Arm und der eingeknickten Hand zeigt die meisterhafte Beherrschung dieses Details; später läßt er wenigstens eine Hand mit Vorliebe lang über die Lehne des Sessels oder den Stumpf der Säule hinabhängen, so im Portrait der Camudio und in dem prachtvollen schwarzen „Scaglia“ des antwerpener Museums. Oft redet die Hand eine Sprache ganz für sich; sie flüstert; es sind Hände, die nur die matte Geberde des höfischen Gepläubers, keine Dramatik, noch weniger Thätigkeit kennen; oft sinkt sie zur leblosen Kostbarkeit herab, zu einem Toilettenstück, immer schön, selbst in dieser Unnatur. Ich erwähne noch die Wiederholung des berühmten Bildes der drei Kinder Karls des Ersten — das der Königin von England gehört —, das Doppelbildniß des Lord Stuart aus dem Besitz des Grafen Daruley und den prächtigen Lord Wharton aus der Eremitage. Man vermüßte unter diesen Prachtbildern nur die kräftigen und nicht weniger würdigen Stücke, wie sie die münchener Pinakothek in dem „Jan de Weil“ und in seiner Frau besitzt. Aus deutschem Besitz war überhaupt nur wenig gekommen. Interessant war eine Menge kleiner Versailles und Zeichnungen des pariser Malers Bonnat und des Königs von Italien, ferner die reiche Kupferstichsammlung des Herzogs von Arenberg.

Manche Besucher der Ausstellung waren enttäuscht. Mit Unrecht! Die Veranstalter hatten die Absicht, ein möglichst getreues Bild der Schöpfung Van Dycks in allen Phasen zu geben. Das haben sie mit großem Verständniß gethan. Wer früher in Van Dyck ein Vollgenie sah, verdankte seine Enttäuschung nur dieser Ueberschätzung. Er war nichts weniger als Das. Seine Muren waren allenfalls genial, aber was er geschaffen hat, trägt den Stempel des Talentes, nicht des Genies. Vielleicht steht er uns deshalb nur um so näher. Er ist ein Vorläufer gewisser Erscheinungen, die unserer Zeit angehören, ohne unsere Stärke auszumachen. Er hat den Aesthetizismus vorausgesehen, der gegen den Realismus der vergangenen Generation reagierte. Erinnern wir uns aber daran, daß in dem selben Jahre, in dem dieses Talent geboren wurde, ein wirkliches Genie erstand: Velazquez. Welche That wäre es, wenn, als nächste Folge der geglückten diesjährigen Sammelausstellungen, nicht in Spanien, sondern in einem der großen Länder Europas, eine Velazquezausstellung gelänge! Das wäre eine größere Offenbarung, die auch die höchstgespannten Erwartungen nicht enttäuschen würde.



Eine kleine Revision.

Bei der schönen Arbeit von Karl Jentsch „Eine kleine Inventur“*) reizt mich eine wichtige Stelle zu einer kleinen Revision. So rasch auch die Entwicklung schreitet und das Aussehen der Welt sich ändert, so wirkt sie doch so schnell und so radikal nicht zum alten Eisen, was aus dem Denken eines bedeutenden Mannes, wie Marx es nun doch einmal war, hervorging. Ich habe die Ueberzeugung, daß ein ernster Mensch der Wahrheit nahe kommt, daß ein Theil von ihr sich ihm offenbart, daß aber dann die Formel, die er für das Befundene aufstellt, sofort seinen menschlichen Antheil verräth, die Weite oder Beschränktheit seiner Lage widerspiegelt und, von dieser Seite angepackt, auch diskutabel wird. Darum bin ich aber noch lange nicht der Meinung, daß nun das Kind sofort mit dem Bade ausgeschüttet werde, die persönliche Formulierung sammt der ihr zu Grunde liegenden Wahrheit, denn ein solches Thun wäre mindestens nicht ökonomisch. Die Liebe zur Wahrheit — oder bescheidener: zur Feststellung der Wahrheit — reizt mich zu diesem Widerspruch.

„Das Ideal, eine jeden Interessentkonflikt ausschließende sozialistische Weltproduktion und Welt-Gütervertheilung, wird niemals erreicht werden“, sagt Jentsch. Er hat Recht und Unrecht. Recht, da er das Ideal als Ideal anerkennt. Auch wie er sich zur Verwirklichung des Ideales stellt, ist sein persönliches Recht. Denn hier tritt der Glaube in Kraft. Und zum Glauben kann man Keinen zwingen. Ich habe den Glauben, daß das menschliche Ideal vom Menschen einmal erreicht und verwirklicht wird, denn nur mit diesem Glauben kann ich leben, während jeder andere Glaube, der hier auch nur den kleinsten Abstrich macht, mir nicht viel besser als das unmittelbare Bekenntniß zum Nihilismus erscheint. Wie fern diese Zeit der Idealerfüllung liegt, ist mir gleichgiltig, wenn ich nur weiß, daß sie einmal kommt und daß jeder rechte Schritt vorwärts uns ihr näher bringt. Unrecht aber hat Jentsch damit, daß er das Ideal ein sozialistisches nennt. Wo steht denn geschrieben, daß der Mensch zum Sozialisten geboren sei? Das sind doch nur Stichwörter, die für eine kurze Weile gelten, Versuchsformen, durch die unsere Entwicklung hindurch gehen muß, um langsam und schrittweise sich jener einen Form zu nähern, die sie alle umschließt, die Jeder heute schon in sich wirken fühlt und in die aufzugehen, die unvertilgbare Sehnsucht des lebendigen Menschen ist. Aber es ist auch beinahe gleichgiltig, wie Einer sich heute zu dieser großen Frage stellt, denn die Entfernung von ihrer Beantwortung durch die That ist noch so groß, daß selbst ein weites Abbiegen vom direkten Weg nur wie ein leichtes Schwanken erscheint. Wenn man ihr nur nicht direkt den Rücken kehrt und sich in entgegengesetzter, rückschrittlicher Richtung zu bewegen beginnt. Und giebt Jentsch auch das Ideal halb preis, da er die Möglichkeit seiner Verwirklichung leugnet, so glaubt er doch an die Möglichkeit, die Uebel theilweise und stellenweise heilen zu können. Der Erdkreis ist beschränkt. Mag es noch so viele Stellen geben, an denen eine Heilung der Uebel stattfinden muß: einmal wird die

*) S. „Zukunft“ vom achten und fünfzehnten Juli 1899.

letzte Stelle doch erreicht, denn die Beschränkung des Gebietes, das dem Menschen als Heimath zufließt, sagt uns, daß diese Stellen zählbar sind und nicht unendlich.

„Als unhaltbar haben sich mehrere spezifisch marxistische Ansichten erwiesen, deren wichtigste die materialistische Geschichtskonstruktion, die Mehrwerthlehre und endlich die Katastrophentheorie sind. Die Ideen der Politik und Religion, des Rechtes, der Kunst, Wissenschaft und Philosophie als ideologische Formen zu betrachten, in denen sich die Menschen ökonomischer Verhältnisse oder Widersprüche bewußt werden, ist eine so offenbare Thorheit, daß es sich nicht lohnt, dabei zu verweilen“, sagt Zentsch. Doch, es lohnt sich, sage ich, denn je größer eine Thorheit ist, um so größer muß, erkennt man sie ganz, der Gewinn an Einsicht sein. Und da fällt mir Eins auf: die Sätze, die Zentsch unmittelbar diesem kategorischen Urtheil folgen läßt, halten nicht Stich. „Die sittlichen, die ästhetischen, die religiösen Ideen“, sagt er, „sind ein Urbefähig der Menschheit und so wirklich und wirksam wie die arbeitenden Hände.“ Nun, dieser Urbefähig muß dann aber sehr allgemein gedacht werden, er läßt auch nicht die geringste Spezifizierung zu, so daß wir allenfalls noch sagen könnten: von Natur her liegen im Menschen sittliche, ästhetische, religiöse Anlagen oder Instinkte, daß aber jedes Wort darüber hinaus schon zu viel wäre. Denn da setzt sofort der geschichtliche Wandel ein. Was man für sittlich, ästhetisch, religiös hielt, wechselte mit den verschiedenen Zeiten und Völkern, wie die Münzsysteme dieser Zeiten und Völker wechselten. Und bringen wir es vielleicht noch fertig, den Inhalt dieser sittlichen, ästhetischen, religiösen Bestrebungen in letzter Linie philosophisch als einen gemeinsamen hinzustellen, so ist doch die Art, wie man zu den Idealen zu gelangen gedachte, durchaus verschieden. „Die soziale Struktur und die ökonomische Stufe einer Gesellschaft hat auf diese Ideen gar keinen Einfluß“, sagt Zentsch. Spräche er von einer Idee, wie es Goethe einmal verlangte, so wäre nichts einzuwenden. „Die Idee ist ewig und einzig“, sagte Goethe. „Daß wir auch den Plural brauchen, ist nicht wohlgethan. Alles, was wir gewahrt werden und wovon wir reden können, sind nur Manifestationen der Idee.“ Redet Zentsch nun von „Ideen“, so sind das schon Manifestationen der Idee und auf diese haben Zeit, Ort, soziale Struktur und ökonomische Stufe einen kolossalen Einfluß geübt, den auch Zentsch zugesteht, wenn er hinzusetzt: auf die Verwirklichung der Ideen werde ein Einfluß nur insofern ausgeübt, als dazu in einem gewissen Grade materielle Mittel gehören. „Ein armes Volk kann sich natürlich keinen Luxus erlauben und ist daher in der Ausübung der bildenden Künste beschränkt; aber durch alle Reichthums- und Armuthstadien und durch allen Wandel der Produktionsformen hindurch ist das ästhetische Ideal der europäischen Menschheit unverändert geblieben und kein Europäer irgend einer Zeit seit Homer würde eine chinesische Fraße einem Apollo vorgezogen haben.“ Ich bedaure, von dem „aber“ an wieder anderer Meinung zu sein. Die Apollos mußten wir bekanntlich erst wieder aus der Erde herausgraben, in die sie eine Zeit, die nach Homer kam, versenkt hatte, weil sie einem ganz anderen Ideal den Vorzug gab. Die geschundenen Heiligen, die Statuen Christi, die wir heute noch zu Hunderten an den Wegen aufgerichtet sehen, sind nicht schöner als chinesische Fraßen und dennoch beherrschten und beherrschen sie das ästhetische und religiöse Denken einer Masse von Europäern. Dem geläuterten Schönheitsgeschmack einer neueren Zeit kam man von Rom her sogar damit ent-

gegen, daß man das älteste Portrait Christi auffand und im Massenvertrieb der Welt bekannt gab, — ein Portrait, das belehren sollte, daß Christus auch körperlich und äußerlich der schönste Mensch war, den je die Sonne beschien. Dem Kulturhistoriker sagt dieses Streben Etwas und sein menschliches Herz erfreut sich daran.

Reden wir von Ideen und Idealen, so ändern sie sich fort und fort. Das ist auch nicht unnatürlich. Denn treten wir in den Plural ein, so verlassen wir die Idee, die ewig und einzig ist, und gerathen unter ihre Manifestationen. Von diesen aber können wir nicht mehr Das aussagen, was Goethe von jener aussagte. Sie sind nicht ewig, einzig, unwandelbar und den materiellen Einflüssen entzogen. Als nun Marx diese Manifestationen für die Idee selbst nahm, irrte er und sagte von der Idee aus, was nur mit großer Beschränkung von den zeitlichen Idealen ausgesagt werden konnte. Und da Feitsch an dem Wesen der Idee festhält, kommt er dazu, von den zeitlichen, wandelbaren Ideen und Idealen auszusagen, was nur von der einzigen, ewigen Idee gilt. Das aber erscheint mir als ein Irrthum nach der anderen Seite.

Die ästhetischen Ideale ändern sich thatsächlich fort und fort und es giebt heute schon Leute, denen eine chinesische Frase interessanter erscheint, als ein Apollo, der ihnen langweilig geworden ist. Aber auch abgesehen von diesen Spezialisten des ästhetischen Geschmacks bleibt immer noch die Frage übrig: Warum entwickelte sich das chinesische Ideal in der Richtung sogenannter Fragen — für den Chinesen können diese Fragen nicht Fragen sein —, warum nicht in der Richtung eines Apollo? Ich meine: weil Zeit, Lage, Verhältnisse, kurz, alle materiellen Bedingungen eine solche Konzeption dort nicht zuließen, während anderswo diese Konzeption in strahlender Schönheit geboren wurde.

An dieser Stelle möchte ich ein ganz spezielles Wort zur marxischen Geschichtstheorie sagen. In seiner Kritik der Geschichtsphilosophie Hegels und der Hegelianer kam Paul Barth zu dem Schluß, daß das Umgekehrte Dessen, was Marx behauptet, überall in der Geschichte handgreiflich sei, nämlich ein tiefgehender Einfluß der Religion auf die Oekonomie. Er führte für diese Behauptung mehrere allgemeine Beispiele an. Dann aber fuhr er fort: „Am Klarsten aber wird jene bestimmende Wichtigkeit der Religion für den gesammten Lebensprozeß da, wo zwei Völker, in Allem gleich, nur in der Religion verschieden, eine durchaus verschiedene Entwicklung ihrer Leistungen und Zustände zeigen. Unter den europäischen Völkern befinden sich zwei turko-tatarische, die Magyaren und die Osmanen, beide einander eng verwandt, in ihren ursprünglichen Wohnsitzen in der turanischen Tiefebene einander benachbart, die ersten gegen Ende des neunten, die anderen im zwölften Jahrhundert ausgewandert, die einen nördlich, die anderen südlich vom kaspischen Meer nach Europa vordringend. Bei ihrem Zusammentreffen in Europa sind die Osmanen zweihundert Jahre lang den Magyaren so überlegen, daß diesen die Vernichtung droht, dann tritt der unaufhaltsame Verfall der Osmanen ein, so daß sie jetzt trotz günstigerer geographischer Lage den Magyaren weit nachstehen, dem Untergang nahe sind, während diese, obgleich mehrere Jahrhunderte länger dem Einfluß der europäischen Kultur zugänglich und ausgefeilt, eine politisch und wirtschaftlich aufstrebende, noch zukunftsreiche Nation sind. Da die übrigen Momente für die Osmanen günstiger als für die Magyaren liegen, so kann nur die Verschiedenheit der Religion jene

Divergenz der Entwicklung erklären. Das Christenthum, den geistigen Mächten höheren Werth beimessend, spornte die Magyaren zu einer höheren geistigen Entwicklung, während der Islam, von geringerem geistigen Gehalt, die Osmanen zur Konkurrenz mit den christlichen Völkern unfähig machte. So ist überall die Religion ein herrschender, nicht ein nebensächlicher Faktor des Völkerlebens gewesen". So spricht Paul Barth. Es wäre mir nun gar nicht uninteressant, einmal zu hören, was Zentsch zu dieser Art einer Geschichtskonstruktion sagt. Was ich dazu sage, ist heute noch das Selbe, was ich mir vor neun Jahren zu dieser Stelle notirte. Die Notiz lautet: „Das Beispiel der Osmanen und Magyaren ist verfehlt. Barth hat keinen Begriff von der Entwicklung und Erschöpfung der individuellen Lebensenergie eines Volkes. Sind die Bedingungen günstiger, so wird das gesammte Wachstum eines Volkslebens ein schnelleres sein. Daher das Uebergewicht der Osmanen über die Magyaren während zweier Jahrhunderte. Sie überflügelten die Ungarn, erschöpften sich aber auch eher als sie. Der größere oder geringere geistige Gehalt des Islams — die mir noch sehr fragliche Thatsache einmal zugegeben — wäre als ein Produkt dieser Entwicklung anzusehen, nicht aber als deren Ursache. Vielleicht würde in umgekehrter geographischer Stellung der Islam diesen größeren geistigen Gehalt gewonnen haben und die Magyaren würden heute vor ihrem Untergange stehen trotz ihrem christlichen Bekenntniß". Diesen damals niedergeschriebenen Worten füge ich heute noch Einiges hinzu. Noch schneller als auf dem immerhin etwas abseits liegenden Boden der Türkei erschöpfte sich die Kraft des Islams auf dem alten Kulturboden der römischen Provinz Spanien. Dort war aber auch die von ihm erzeugte Kulturblüthe noch wunderbarer und rascher. Aber — so frage ich nun — wie sieht es denn mit dem politischen und wirtschaftlichen Kuffstreben, mit dem Zukunftstreithum der da unten lebenden christlichen Nationen aus? Befinden sich die griechischen und spanischen — fast möchte ich sagen: auch die italienischen — Christen in diesen Punkten so bedeutend viel besser als die türkischen Islamiten? Wenn die Religion allein eine solche Divergenz der Entwicklung, wie sie sich zwischen Osmanen und Magyaren zeigt, erklären könnte, so müßte doch das Bild des politischen und wirtschaftlichen Lebens bei Griechen, Italienern und Spaniern ein wesentlich schöneres sein, als es thatsächlich ist, es dürfte von einer auch nur annähernd gleichen Delapenz bei diesen Völkern noch nichts zu sehen sein. Mir scheinen also geographische und klimatische Verhältnisse doch keine so nebensächlichen Faktoren für die Entwicklung eines Völkerlebens zu sein, wie Barth hier anzunehmen scheint. Noch mehr aber kommt der Umstand in Betracht, ob eine junge, ungebrogene Volkskraft sich auf neuem Lande oder aber auf altem Kulturboden ansiedelt? Dieser verachlingt die jungen Volkskräfte mit geradezu erschreckender Gewalt.

Und nun gehe ich noch einen Schritt weiter und frage direkt: Was blieb von der Kulturmacht des Christenthums in jenen christlichen Ländern übrig? Ist ihr religiöses Leben so in die Abhängigkeit des Passenthums und kirchlicher Aeußerlichkeit gerathen, weil das wirtschaftliche Leben zurüchding und die Höhe nicht mehr zu behaupten vermochte? Oder war dieser wirtschaftliche Rückgang die Folge der geistigen Verarmung und Vertrocknung? Ich halte die beiden Erklärungen für Korrelatererscheinungen, nicht aber die eine für die Folge der

anderen. Und ich sage allgemein: Die geistige und materielle Entwicklung, die Denkart und Produktion ändern sich mit und durch einander. Sie sind nicht als in einem unerschütterlichen Kausalverhältnis zu einander stehend aufzufassen, sondern, obgleich auch Wechselwirkungen unter ihnen stattfinden, bald diese, bald jene führend und bedingend erscheint, sind sie Beide doch bedingt von einer anderen Ursache; und diese Ursache ist: die Abmahlung des Lebensalters eines Volkes. Gewohnt, mich selbst scharf zu beobachten, bemerkte ich, daß sich mein Denken im Lauf der Jahre total änderte. Gar manches einstige Weiß wurde schwarz vor meinem Urtheil, gar manches Schwarz wurde hell und leuchtend. Ich empfand subjektiv und individuell; ein soziales Denken und Fühlen war mir nicht nur unverständlich, sondern ich haßte es, wie ich die ästhetische Entfugung haßte, zu der man mich von Einbeite auf bestimmen wollte. Aber nicht nur die große Aenderung meines Denkens ward mir bewußt, sondern ich bemerkte, daß ich selbst am Abend nicht der Selbe war, der ich am Morgen gewesen war. Eine zur That und womöglich zum Angriff drängende kriegerische Stimmung besetzte mich am Morgen. Ich sah Alles in hellem Licht und der Erfolg war mir ohne Zweifel. Aber am Abend kam ein leiser Pessimismus daher und überschlich mein Wollen: das Ziel da ist gar nicht so erstrebenswerth, wie Du meinstest, es lohnt sich eigentlich gar nicht, dafür Deine Kräfte einzusetzen; so redete der müde Mann. Ob die Sonne schien oder hinter Nebeln verschwand, ob lange Arbeit mich am Schreibtisch hielt oder ob ich sie mit kräftigen Märschen oder tüchtiger Arbeit im Garten unterbrach, ob ich lange in der Ebene blieb oder Berge erkletterte: alle diese und manche andere Dinge veränderten — wenn nicht mein Denken prinzipiell, so doch — meine Stimmung. Warum ist Das so? Weil wir selbst der Entwicklung unterworfen sind, weil jeder äußere Einfluß in uns selbst eine Gaststelle findet, um so mehr, je regbarer unser Gehirn sich entwickelte, je empfindlicher unser Nervenapparat wurde. Trotzdem redet das naive „Ich“ immer von sich, es ist der Meinung, nur es selbst sei ein Feststehendes, während alles Andere dem Wandel und Wechsel unterworfen ist und sich im wirbelnden Weltentanz dreht. Dabei aber dreht sich dieses Ich ganz vergnüglich mit und zuletzt kommt es dahinter und fragt sich: „Ja, wo blieb ich denn?“ Es schaut sich um und sieht sich nicht mehr und in wahrer Wahnsinn rennt es dahin, sich selbst zu suchen, immer weiter, bis es schließlich kopfüber in den Abgrund des Allseins purzelt und untergeht. Es giebt aber auch noch einen andern Untergang. Die Sonne zeigt ihn uns, wenn sie ins Meer sinkt. Von der höchsten Mittagshöhe steigt sie nieder und sinkt, im Purpur der Liebe erschauend, der Nacht in die Arme. Und ihr gleicht der Mensch, der einmal seine Höhe erstieg und, im Bewußtsein seines Glückes und seiner Vollendung nun nicht mehr von Selbstsucht gequält, die Güte findet, mit der er auf stillem Heimgang alles Lebendige dankend segnet und mit goldenem Licht überschüttet.

Alle diese Erscheinungen, die man bei Völkern und Rassen eben so wie bei den Individuen findet, sind Folgen des natürlichen Wandels des Lebens. Es ist keine Frage, daß in diesem Wandel die sogenannten materiellen Elemente die selbe Schwere und Wichtigkeit besitzen wie die sogenannten geistigen. Ich vermag die Einen nicht von den Anderen zu trennen. Thun wir es aber, so müssen wir Marx Recht geben, daß er die Wichtigkeit der ökonomischen Ver-

hältnisse so scharf betonte, denn auf ihrer Gesundheit beruht die körperliche Gesundheit des Einzelnen und zum großen Theil auch der Gesamtheit; und erst auf dieser Grundlage wieder erheben sich die tüchtigen geistigen, ästhetischen, sittlichen, religiösen Ideen, die wir wünschen müssen. Habe ich mich vorhin im Widerspruch mit Paul Barth befunden, so freue ich mich, ihm nun zustimmen zu können, wenn er sagt: „Marx und seine selbständigen Anhänger haben das große Verdienst, wenn auch nicht zuerst, so doch am Schärftsten auf den Antheil hingewiesen zu haben, den die Oekonomie an der Genesis aller, selbst der höchsten Lebensäußerungen der Gesellschaft hat; doch haben sie diesen Antheil zu hoch bemessen, ja sogar zur ausschließlichen zureichenden Ursache erweitert.“ Zu hoch bemessen hat Marx diesen Antheil wohl nicht, denn eine Nothwendigkeit kann man nicht zu hoch bemessen. Aber zu ausschließlich und einseitig bemah er ihn; und dieser Irrthum entstammt mehr der Zeit als der Person.

Das Leben ist für mein Seh'n eine Einheit und als solche die Ursache aller seiner Erscheinungen. Die Kraft sich in Wärme umsetzen läßt und Wärme in Licht, wie aus Kartoffeln Gedanken werden und aus Rebenjaß Weis, so suche ich diese Einheit Leben in allen ihren Offenbarungen. Diese mögen so ober so fein: die Generalursache Leben steckt in allen und wirkt in ihnen und aus ihnen heraus, wie sie nun einmal in der jedesmal angenommenen Form wirken muß und allein wirken kann. Darum wirken auch alle materiellen Verhältnisse auf das Gesamtleben genau so zurück wie die ideellen Kräfte; darum wirken Diese auf Jene und Jene auf Diese, einander ablösend und sich in einander umsetzend, wie es gerade kommt. Und hinter dieses „Wie es gerade kommt“ zu kommen, hier das Gesetz zu finden: Das ist für uns heute wichtig.

Wenn Marx uns dahin brachte, die ehemalige Einseitigkeit der allgemeinen Meinung einzusehen, als seien materielle Verhältnisse nur durch die ideellen Kräfte zu corrigiren und zu bestegen, dem Volk sei geholfen, wenn es seine ideellen Güter wahr; wenn er uns zu dieser Einsicht zwang, als er uns in das gegentheilige Extrem hinausriß, so sind wir ihm trotz seiner Einseitigkeit zu Dank verpflichtet. Weder das Eine, was die Ideologen von ehemals und von heute glauben, ist wahr, noch das Andere, was die ausschließlichen Marxisten glauben. Zu gewissen Zeiten haben die materiellen Verhältnisse das unbestreitbare Uebergewicht über die ideellen, dann kommt der Gegenschlag, man vernachlässigt jene und widmet sich diesen. Was aber ist das Gesetz dieser Bewegung? Wann und wie und warum tritt die eine Art vor? Wann und wie und warum die andere? Ist es nothwendig, daß wir fort und fort aus einem Extrem ins andere fallen, bald an übergroßer Hitze, bald an schauriger Kälte leiden? Oder läßt sich eine angenehme Regulirung erzielen? Das wollen wir heute wissen. Aber selbst an diese Frage wären wir nicht herangekommen, hätte nicht ein Marx die Wichtigkeit der wirtschaftlichen Verhältnisse in so extremer Weise betont, wie er es that. Daß diese Thatsache allein schon gegen Marx beweist, wie wichtig eben so für uns die geistige Kraft der Persönlichkeit ist, schadet nicht; denn wir gewinnen eine ganze Welt da, wo er uns eine halbe nahm, um uns die andere Hälfte dafür zu geben.

Soden im Taunus.

Dr. Mathieu Schwann.



Hafchisch.

Herr Abd el Hadi handelt mit Gewürzen und Wohlgerüchen. Sein Geschäft ist keins von den größten in Kairo, aber es nährt seinen Mann. Früher freilich soll der alte Abd el Hadi ein großer Kaufherr gewesen sein. Aber seit der Geschichte mit den achttausend Pfund Sterling ist Alles anders geworden. Er sagt, er habe sie bei Landspekulationen in Oberegypfen verloren. Seine Freunde erzählen, er habe das Geld mit Weibern verthan. Die Wahrheit weiß Gott allein. Dann sind die Jahre gekommen, von denen geschrieben steht: sie gefallen Euch nicht. Seine Frauen starben und der Tod raffte auch andere Kinder dahin. Das Geschäft ging schlecht und oft hatte er nicht einmal zu essen. Aber Abd el Hadi kämpfte sich durch. Nun ist er fromm geworden. Er trinkt nicht mehr von den gebrannten Wässern der Franken, er kennt außer seiner Frau keine Frau und er versäumt nie ein Gebet. Nur eine Leidenschaft seiner jungen Jahre hat er nicht von sich zu thun vermocht: das Hafchisch. Er weiß, daß der Koran alle betäubenden und berausenden Genußmittel dem Gläubigen versagt. Aber er kann nicht davon lassen. Er setzt sich dafür auf andere Weise mit seinem Gott auseinander und vertheilt jeden Freitag vierzig Loth Brot unter die Armen.

Abend für Abend sitzt er in seinem stillen Gärtchen, in dem das Wasser des heiligen Nils durch tausend kleine Furchen rieselt. Der dufelige Rauch des berausenden Harzes umhüllt ihn und er träumt von stillen und tiefen Dingen, gedankenvoll und doch ohne Gedanken. In einer Nacht, wie sie nur das Morgenland kennt, einer Nacht ohne Mond und ohne Sterne, die aus sich selbst leuchtete, hat er mir diese Geschichte erzählt:

Es ist an vierzig Jahre her. Said Pascha regirte und es gab noch nicht den eisernen Weg, der jetzt von Ort zu Ort führt. Damals sah auch der Handel anders aus. Wir Kaufleute pflegten im Sommer nach Oberegypfen hinaufzuziehen. Damals hatte jeder größere Ort ein Mulkid, eine Heiligenfeier, mit der eine Messe verbunden war; sie dauerte oft mehr denn zehn Tage. In dieser Zeit kamen die Einwohner der ganzen Umgegend dort zusammen und kauften von uns, was sie für das Jahr brauchten. So habe ich mit meinem Zelt und meinen Waaren ganz Oberegypfen durchzogen, von El Minieh bis nach Assuan. Und mein Geschäft war einträglich, ob ich schon viel Geld unnütz verthan. Kam nämlich die Nacht heran, so schlossen wir unsere Zelte und gingen in den Ort, in dem das Mulkid gefeiert ward. Da gab es Sängernnen und Tänzerinnen, Gaukler und Märchenerzähler. Und die Griechen hatten ihre Plätze, dort trank man schweren, schwarzen Wein von einer Insel, die wird Kypro genannt. Die Kopten wiederum hielten ein Getränk feil, das war wie Milch und wie Feuer zugleich, es wird aber aus Datteln gegohren. Auch gab es Kaffeehäuser, wo man Hafchisch rauchte. Dorthin ging ich jede Nacht. Was ich rauchte, brachte ich aber selbst mit von Kairo: ich baute nämlich Hafchisch in meinem Garten; es glich der Ambergis, so süß und stark war sein Duft. Und ich rauchte in jeder Nacht mehr denn dreißig Gogahs, denn ich war dazumal ein Anderer als Der, den Du jetzt siehst. Ich war Feuer, jetzt bin ich Asche. Gott hatte mir Schönheit und Anmuth versprochen und ich fand Wohlgefallen bei den Menschen, sonderlich bei den Frauen, den Edlichsten. Ich liebte aber keine wie die Töchter

des oberen Lantes. Rede mir nicht von den weißen, den Fischerweibern und Sklavinnen der Paschas. Kalt sind sie und plump gegen jene, deren Haut schimmernder Bronze gleicht, über die matt durchsichtige Seide gespannt ist. Die schönsten aber findest Du in Sint.

Dort war einmal ein Mulid, an dem habe ich für tausend Pfund Sandelholz verkauft, dazu Weihrauch. Es kam aber jeden Tag ein Weib zu mir und kaufte Wohlgerüche von den theuersten, die mit mir waren. Da sie so schön war, gab ich ihr immer doppelt so viel, als sie bezahlte. Ich hatte aber nur ihre Hände gesehen, denn sie ging dicht verschleiert. Eines Tages kam sie wieder; und als sie eine Weile bei mir gesessen hatte, forderte sie zu trinken. Sie schob ihren Schleier ein Wenig zurück und ich sah ihr Gesicht. Sie that aber so mit Absicht. Da entbrannte ich in Liebe zu ihr und schwur, daß ich sie besitzen würde. Sie aber lachte und ging fort. An diesem Abend ah ich nicht; die Liebe ließ keine Thlast aufkommen. Ich hatte aber in Sint ein Häuschen gemiethet, darüber war ein Wächter gesetzt, der hieß Dschafar. Dieser hatte mir schon früher in solchen Dingen geholfen. Die Leute sagten von ihm: Dschafar ist so geschickt, daß er das Schwarze aus dem Auge stiehlt. Ihm erzählte ich meine Sache. Da sprach er: „Die täglich zu Dir kommt und Wohlgerüche kauft, heißt Jattumah und sie ist das Weib des Kupferhändlers Fassanen; ich rathe Dir aber, laß ab von ihr.“ Als er so redete, veränderte sich meine Farbe. Da jammerte es ihn und er sagte: „Sie ist wahrlich der Schönsten eine in Sint, aber ihr Mann hütet sie wie seinen Augapfel; darum laß ab von ihr, es wäre sonst Dein Unglück.“ Da ward ich zornig und rief: „Unglück oder nicht Unglück: beim Leben dieses Bastes, ich werde sie besitzen; und hilfst Du mir nicht, so hilfst mir ein Anderer!“

Wie ich also auf meinem Vorsatz beharrte, da weinte er und sprach: „Auf Kopf und Auge, mein Herr! Aber table mich nicht um den Ausgang.“ Da ward mein Herz wieder fröhlich und ich schenkte ihm das Seidengewand, das ich trug. Dann sagte er: „Morgen, um die Zeit des Morgengebets, komme ich in Dein Zelt und nehme von Dir den Schlüssel dieses Hauses. Trete ich dann am Abend in Deinem Kaffeehause zu Dir und spreche: Nimm den Schlüssel, o Herr, so wisse, daß das Weib hier Deiner wartet.“

Am anderen Tage sah ich in meinem Zelt und harrete, daß das Weib käme. Als aber der Rueggin zum Mittagsgebet rief, ohne daß mein Auge sie gesehen hatte, da verzweifelte ich in meinem Herzen und sprach bei mir: Sie will Dich nicht, sie ist über Deine Worte erzürnt. Und ich nahm nicht Speise noch Trank. Dann kam die Zeit des Ahr; und Dschafar trat zu mir und forderte den Schlüssel meines Hauses. Da sah ich wieder Hoffnung und fragte: „Sage mir, wie stehes?“ Er aber antwortete mit dem Spruch: Fraget nicht nach Dingen, die Euch nicht angehen, auf daß Ihr nicht Dinge hört, die Euch nicht gefallen, — und nahm den Schlüssel und verließ mich.

Dann vergingen die Stunden und schienen mir wie Jahre. An jenem Abend sah ich aber gleich einem Verstorbenen und rauchte wohl an dreißig Tamirah Dschilich, bis meine Gedanken anfangen, sich zu verwirren. Und es war spät geworden und ich wollte aufbrechen. Da trat Dschafar ein und machte mir ein Zeichen und sprach: „Nimm den Schlüssel, o Herr!“ Da ward ich fröhlich und guter Dinge, denn ich wußte, daß ich nun mein Ziel doch erreichen würde. Das

Zeichen deutete ich: warte noch ein Weilchen. Also sandte ich zu einem Garloch und ließ mir vom Besten holen und ah nach Herzenslust, trank auch ein Krüglein Wein dazu.

Vor dem Hause aber stand Dschafar. Er gab mir den Schlüssel und lachte: „Heute leuchte ich Dir nicht hinaus. Bei Gott, meine Ruhe ist eine kluge Frau. Die Du finden wirst, hats ihr zwar nicht schwer gemacht, aber der Gimpel Hassanen. Bei Deinem Leben, er läßt Euch Beide steinigen, wenn er Euch entdeckt. Doch werde ich die Nacht hier wachen.“

Ich fand aber mein Zimmer aufs Sanberste hergerichtet und alle Kerzen brannten. Fattumah kniete auf einem Teppich; sie hatte die Kiste geöffnet, in der ich Haschisch und Tabak von Kairo mitgebracht hatte, und rollte mit geschickten Händen Cigaretten. Sie war so vertieft in ihr Werk, daß sie mich nicht sah. Da rief ich: „O Du Böse, was habe ich um Deinetwillen gelitten!“ Sie aber stieß einen kleinen Schrei aus, dann lag sie an meiner Brust und meine Lippen tranken die ihren, lange, tief. Und sie erzählte, wie auch sie mich vom ersten Tag an geliebt habe, wie sie immer nur gekommen sei, um mich zu sehen, und wie ihr Mann zuletzt unwillig geworden sei ob all der Wohlgerüche, deren sie für zehn Jahre genug gekauft habe. Ich sah ihr gegenüber und hörte kaum, was sie rebete, denn ihre Schönheit raubte mir die Sinne. Ich sah nur sie an und sprach kein Wort; ich wünschte, daß sie eine Ewigkeit so reden möchte. Mein Athem ging schwer und es lag wie eine Verzauberung auf mir; Das war aber das Grauen vor dem Glück. Wie lange ich so dageessen, — ich weiß es nicht. Immer, wenn sie eine Cigarette fertig gerollt hatte, zündete sie sie an der Kerze an und reichte sie mir. Und wir fanden am anderen Morgen, daß es dreißig gewesen waren. Sie hatte aber jede mit Haschisch gefüllt, ohne daß ich darauf achtete.

Da war es mir plötzlich, als hörte ich einen Ton auf der Gasse; der ging mir durch Mark und Bein. Er war aber wie das dumpfe Geräusch einer zornigen Volksmenge. Den Ton vergißt nicht, wer ihn einmal gehört. Mein Herz stand still und es fuhr mir durch den Sinn: Das ist Hassanen mit seiner Sippe; sie kommen, um uns zu steinigen. Ich schleppte mich bis ans Fenster und schaute hinab auf die dunkle Gasse. Da wurde mächtig an das Hausthor gepoßt und eine schreckliche Stimme schrie: „Öffne, o Abd el Hadi!“ Unten stand dicht und schwarz eine Menge, die gegen das Haus drängte. Das Weib hatte gleich mir die Stimme gehört und fragte zitternd, was es dort gebe. Da entfuhr mir das Wort: „Es ist Hassanen mit seiner Sippe; sie sind gekommen, uns zu steinigen.“ Sie aber ward bleich wie die Wand und sank ohnmächtig hin; und ich dachte bei mir: so wird ihr der Tod leicht sein; und stieg hinab, zu öffnen. Ich trug aber einen Dolch in meiner Hand und gedachte, zu sterben wie ein Glaubenszeuge, wenn ich gleich in Sünden gelebt hatte. Wieder klopfte es, stärker denn zuvor, und wieder rief eine Stimme: „O Abd el Hadi, öffne!“ Da öffnete ich das Thor ein Wenig und sprach den Vers des Buches, der da anhebt: Beistand von Gott und schneller Sieg. . .

Doch Niemand trat ein und ich hörte eine Stimme, die war Dschafars und sprach: „Es ist kalt, o Abd el Hadi; ich sah aber noch Licht bei Dir dort oben, so klopfte ich, auf daß Du mir öffnestest und ich mich wärme.“ Da rief ich:

„Und Hassanen und seine Sippe, wo sind sie?“ Er entgegnete: „Weder Hassanen noch ein Anderer denn Hassanen; was ist Dir, o Herr? Deine Stimme zittert und Du redest schwer, gleich Einem, der von Haschisch berauscht ist!“

Und ich blickte hinaus und sah nur diesen Dschafar. Da erkannte ich, daß meine Furcht eitel gewesen sei. Eine solche ist aber die Wirkung des Haschisch: es zeigt uns Dinge, die nicht sind, und es läßt unser Herz still stehen vor Furcht. Wie es aber dem Furchtsamen zu ergehen pflegt, der da sieht, daß seine Angst nichtig gewesen ist, so ergriff mich ein großer Zorn. Und ich warf Dschafar alles Geld hin, das ich bei mir trug, schlug die Thür vor ihm zu und rief: „Geh zur Hölle und wärme Dich dort!“

Als ich dann Fattumah wieder erweckt hatte, erzählte ich ihr Alles; sie sagte: „Das Haschisch ist ein Lügner und der Haschischschak fürchtet sich vor seinem eigenen Schatten; aber es ist das Salz der Liebe. Doch laß uns jetzt schlafen gehen...“

Kairo.

U. V. Thilenius.



Selbstanzeigen.

Anna Walewöka. Tragoedie. Verlag von Johann Sassenbach, Berlin-Paris.

Ich möchte diesem Buche, wie einem Kinde, von dem man weiß, daß es nicht die Gabe hat, schnell und Vielen zu gefallen, ein erklärendes Wort zum Geleit geben. Ich habe versucht, einen Stoff zu meistern, der von Sophokles bis auf Schellen zur Gestaltung gereizt hat. Und ich habe mit voller Uebersetzung wieder die künstliche Form des Dialoges gewählt, die, als schöne, die Kraft und das Recht hat, die Mode einer Saison oder selbst eines Dezenniums zu überleben. Denn Das scheint mir der unkünstlerische Trugschluß der modernen naturalistischen Dramatik zu sein, daß sie im berechtigten Streben nach Wahrheit die Form aller Schönheit entkleidete und das Leben draußen phototypisch auf der Bühne kopiren zu sollen glaubte. Wenn mir an dem Beifall der Pseudoästhetiker und Eintagskritiker gelegen wäre, so hätte ich anders aufgespielt. Ich will aber lieber Feinde und Spötter wider mich haben als Cliques- und Claquefreunde um mich.

Leipzig.

Herbert Gulenberg.



Willy Meier. Ein Zeitspiegel. Verlag von Gottfr. Veith in Hamburg.

Ich versuche, eine eigenartige Erscheinung in den sozialen Befreiungskämpfen unserer Zeit zu kennzeichnen. Gemeint sind die der großen Menge unbekannt bleibenden kleinen Gruppen individualistisch Strebender, die als Freischärler für die Eroberung des Sehnsuchtslandes, von dem Bellamy und Herzka geschrieben haben, streiten. Sie gehen an eben den Fehlern zu Grunde, die sie bekämpfen wollen. Der Führer einer solchen Gruppe ist der Held meiner Jobfiade.

Hamburg.

Hermann Krieger.



Ein Lebensmorgen. Skizzen. Berlin 1899, Verlag von E. Ebering.
Preis 1,50 Mark.

Ich bin der Ansicht, daß die poetische Skizze in Prosa der Gedankenwelt der heutigen Menschen am Nächsten liegt. Vorbildliches haben auf diesem Gebiet bisher nur Wenige geleistet. Die heiligen Visionen der Seele, die feinsten Schwingungen des schaffenden Geistes, die Träume des Dichters, die subjektivsten seelischen Vorgänge in den alltäglichsten realen Dingen, die Reinheit, die selbst den Schmutz mit ihrem Glanz verklären kann: Das sind die höchsten Ziele der sogenannten neuen Richtung.

Erich Sachs.

Jugend-Dichtungen. Leipzig 1899. Verlag von Hilmar Bennewitz. Preis 3 Mark.

Ich habe mich bemüht, gar nicht „An do siècle“ zu sein, sondern, die alten sympathischen Töne aus der Mitte und dem zweiten Drittel des scheidenden Jahrhundertes von Neuem anzuschlagen. Auf jeden „Genuss“ außer dem, den mir das Schaffen selbst gewährte, verzichtete ich und ließ deshalb die Auflage so klein wie nur irgend möglich herstellen. Ich kann mit Dios sagen: „Irrt ich, so irrt ich mir!“

Leipzig.

Fritz von der Elstern.

Einleitung in die Philosophie. Verlag von Wilhelm Braumüller, Wien 1899.

Das Buch ist zunächst bestimmt, alle Männer und Frauen, die sich für Philosophie interessieren, mit den Aufgaben und Zielen, mit den Problemen und Denkmitteln dieser Wissenschaft der Wissenschaften bekannt zu machen. Eine knappe Fortführung der wichtigsten Probleme und ihrer Lösungsversuche und kurze geschichtliche Hinweise suchen diesem Zweck gerecht zu werden. Mich hat jedoch noch eine andere Absicht geleitet; und ich gestehe gern, daß gerade sie das treibende Motiv für mich war. Ich wollte selbst das Exempel darauf machen, wie heute Philosophie getrieben werden muß, um den spezialwissenschaftlichen Resultaten der Gegenwart zu genügen und zugleich dem immer deutlicher hervortretenden Bedürfnis nach Zusammenfassung, nach Einheit im Mannichfachen gerecht zu werden. Die Philosophie muß — Das ist meine feste Ueberzeugung — dem gesunden Menschenverstand wieder näher gerückt werden, sie muß die Erscheinungen in ihrem Entstehen und Werden untersuchen (genetische Methode), sie muß ferner die physischen und namentlich die psychischen Vorgänge auf ihren Werth für die Erhaltung des Lebens — des Einzellebens und des Gesamtlebens der Gattung — prüfen (biologischer Gesichtspunkt), sie muß endlich auch den Einflüssen nachspüren, die der soziale Körper auf das Individuum ausübt, und danach die Entwicklung des menschlichen Erkennens und Wollens richtiger zu beurtheilen unternehmen (sozialer Standpunkt). Diese Gedanken sind in den einzelnen Abschnitten durchgeführt und in der Schlußbetrachtung nochmals zusammengefaßt.

Wien.

Professor Dr. Wilhelm Jerusalem.

Lethé.

Bei schäumendem Takt haben die Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft in den schön geschmückten Räumen der Börse die Gäste der Nachbarstadt Charlottenburg, die jubelnden Techniker und künftigen Dres.-Jng. (in deutschen Buchstaben!), gefeiert. In der That: Börse und technische Künste gehören zu einander und haben längst ein inniges Bündniß geschlossen. Zahllose Blindungen, deren Grobschrift alte und neuere Kurszettel in einer knappen Zeile künden, wären unterblieben, wenn nicht die Vertreter der exakten Wissenschaften — denn so läßt sich heute Jeder, der das Geringste von Physik oder Mathematik zu wissen glaubt, mit Eozol nennen — ihre patentirten und unpatentirten Kenntnisse der glaubensstarken Börse zur Verfügung gestellt hätten. Die eigentlichen Leidtragenden, deren Geld dabei verloren ging, hatte man freilich zu dem letzter bereiteten Mahle wiclich nicht geladen. Sie hätten eine schlechte Figur in dem genußfrohen Kreise gemacht und die süchtigen Bläschen des petulanten Champagners konnten sich ihnen zum kumirsvollen Symbol ihrer Illusionen in Aktien und Obligationen von Baugesellschaften, Gasglühlichtunternehmen, Stahlrohr- und Fahrradfabriken wandeln, — Illusionen, die sie arm gemacht haben. Alle diese vor der Realität der Dinge zerstoßenen Lustschlösser waren auf die Gutachten und glänzenden Prognosen genialer Baumeister, hervortragender Techniker und anerkannter Ingenieure aufgebaut. Aber die Piskiden der Tafel hielten begeisterte Reden auf die allgebietende Wissenschaft der Techniker, ihren Segen für die Nation und ihre Bedeutung für die Volkskraft. Und man hörte keinen Klagelaut Tertz, die sich schaarweise in diesen selben Räumen drängten und Opfer des Bundes zwischen Börse und Technik wurden; sie sind verstimmt wie die Schatten der Unterwelt und sie haben aus dem dunkeln Lethéstrom Vergessenheit getrunken. Aber mit der Zaubergewalt, die den Bewohnern der Finsterniß gegeben ist, mischen sie unmerklich Tropfen ihres Trankes in die Nahrung der Lebenden und daher herrscht nach wie vor in den Räumen des Börsenpalastes der trügerische Geist, der keine Peckung aus der Vergangenheit schöpft und über dem Heute schon das Gestein vergessen hat. Wie anders wäre es sonst möglich, daß nach einer Einkehr von wenigen Wochen die Börse einem wahren Freudentaumel verfallen ist? Keine Otero tanzt im Wintergarten, keine Menotti im Apollotheater und die Freilassung der „Hamlosen“ geht doch nur die aristokratischen Spielklubs etwas an. Wer gestern noch stark à la balisse operirte, kauft heute etliche hundert Stück Harpener und treibt südafrikanische Minenantheile auf schwindelnde Höhe. Was hat denn über Nacht alle guten Vorsätze zur Mäßigkeit so gründlich über den Haufen geworfen? Die Engländer haben das Glück gehabt, bei Glencoe einen ersten Angriff der Buren zurückzuschlagen und bei Maseking ihnen einen Dynamittrain vor die Hintenkluse rücken zu können, dessen Explosion die verdampften Angreifer in Stücke riß. Ja, was ist denn daran überraschend? Etwas, daß nicht nur Dum-Dum-Kugeln, sondern auch das Dynamit eine Kulturmission für das „Dominion of South-Africa“ zu erfüllen haben? Das ist unter Kameraden ja ganz egal! Wie groß oder klein der Erfolg der englischen Waffen übrigens in Wirklichkeit sein mag, er hat

an der londoner Börse das *découvert* vollständig eingeschüffert, so daß es seine Engagements um jeden Preis glattzustellen sucht und die vor Ausbruch des Krieges in großen Mengen angebotenen Minenpapiere zu abenteuerlichen Kursen zurückkauft. Die Randmines-Aktien sind plötzlich bis auf vierzig gestiegen und im selben Verhältnis alle anderen südafrikanischen Minenwerte. Die Spekulation kennt eben kein Maßhalten weder in Freude noch Leid.

Die Fragen, was die Spieler oder welche Spieler gewinnen oder verlieren werden, sinkt aber zur Bedeutungslosigkeit herab, gegenüber der unendlich wichtigeren Frage, wie sich die Goldversorgung gestalten soll, wenn Europa seine ergiebigste Quelle durch den Krieg auf längere Zeit gestaut oder gar verstopft sieht. Es wird Zeit, daß die Goldwährungspolitiker sich regen. Das Land, in dessen Grenzen die Kriegsfurie tobt, lieferte bisher ein Viertel des gesammten Goldbedarfes der Erde. Ein internationales Verkehrsmittel steht also in Gefahr! kaum acht Tage nach Ausbruch der Feindseligkeiten hielten von den hundert größeren Transvaalminen nur dreißig noch ihren Betrieb aufrecht und gerade die ergiebigsten Gruben feiern. Biegen sie auch nur wenige Wochen brach und stehen die Wasserhaltungsmaschinen unterdessen still, so sind sie dem äußersten Gefahren preisgegeben und es kann nicht ausbleiben, daß die Goldausbeute auf längere Zeit hinaus leidet. In zutreffender Weise hat Professor Huber in Stuttgart die Goldlieferungen der südafrikanischen Republik mit einer internationalen Wasserstraße verglichen; sie haben, sagt er, für den Weltverkehr heute keine geringere Bedeutung als die Donaumündungen. Die ganze europäische Geld- und Kapitalwirtschaft ist daran interessiert, ob etliche hundert Millionen Gold aus Transvaal heranziehen oder ob im Gegenteil eben so große Summen für die Kriegszwecke hinausgehen. Wird der Goldstrom nach Europa auf merkliche Dauer abgelenkt, so müßte die Schraube des Zinsfußes zum Schutz der ohnehin knappen Goldbestände noch kräftiger als bisher angezogen werden. Eine empfindliche Geldvertheuerung aber kann für den Geldmarkt und für das Erwerbsleben geradezu verhängnisvolle Folgen zeitigen.

Ungewöhnliche Verhältnisse erfordern ungewöhnliche Maßregeln. So hat das Schatzamt der Vereinigten Staaten in Washington ein Aus Hilfsmittel ergriffen, auf das bisher noch kein Staat verfiel. Es zahlt die im Juli 1900 fällig werdenden Zinsen der Staatsschuld gegen eine geringe Vergütung — die früher fälligen Zinsen sogar ohne Vergütung — den Couponbesitzern aus, um dadurch den Geldmarkt einigermaßen zu stützen. Noch energischer geht die russische Regierung auf das selbe Ziel los. Sie stellt den Notleidenden, die sich im Hauffetaumel die Sohlen durchgetanz haben, nicht weniger als neun Millionen Rubel zur Verfügung und hat außerdem — eine kurzfristige Maßnahme, die verderblich wirken kann — die Reichsbank angewiesen, gegen die bisherige Norm Aktien von Industrieunternehmen in großem Umfange zu beleihen. Kann es aber zu etwas Gutem führen, wenn der Reichsbank Papiere oktroiert werden, von deren Minderwertigkeit sie überzeugt ist? In allen Ländern, deren Finanzpolitik Bedeutung beansprucht, gilt die Beleihung durch die Reichs- und Staatsbank als Kriterium besonderer Solidität eines Papierses. Es ist doppelt schlimm, wenn in ungünstigen Zeitläuften jener Grundsatz auf Regierungsbefehl mit Füßen getreten wird.

Wir sind in diesem Falle doch bessere Menschen als unsere östlichen Nachbarn, denn unsere Reichsbank leistet an Vorsicht des Guten eher zu viel als zu wenig. Aber wir müssen ihr dafür dankbar sein; denn, wenn wir die Erfahrung sprechen lassen, sind trotz der glänzenden Lage der Industrie, im gegenwärtigen Augenblick alle jene unheimlichen Merkmale vorhanden, die Max Birtz als Vorboten einer Krise, zumal einer Finanzkrise, bezeichnete: Ueberhandnehmen der Spekulation und läppige Agiotage; epidemische Gucht, schnell reich zu werden, und Verschmähen langsamen, aber sicheren Gewinnes; Preissteigerung der Rohstoffe, der Hilfsmaschinen, der Lebensmittel und der liegenden Güter; Arbeitermangel und Lohnerhöhungen; außerordentliche Kreditanspannung und schnelle Diskontenerhöhungen; starke Nachfrage nach flüssigem Kapital und Sinken der Börsenpapiere. Hier handelt es sich nicht um nachträgliche Prophezeiungen, wie sie in Hohenzollernndramen üblich geworden sind, sondern darum, die Lehren der Erfahrung für die Zukunft zu nutzen. Daß seit wenigen Tagen kräftige Käufe in Spekulationspapieren ihren Kurs wieder gesteigert haben, darf unseren Blick nicht betriegen. Ein Vergleich des heutigen mit dem Kurszettel vorigen Jahres lehrt am Deutlichsten, welche Verluste unsere Kapitalisten in einer Periode erlitten haben, die sich förmlich erbrach an Uebervollheit von industriellen Gewinnen. Ich will nicht davon reden, daß — freilich auch unter dem Einfluß einiger Bezugsrecht-Abschlüsse — die Aktien der Casseler Trebetrodnung-Gesellschaft, die vorinals mit etwa siebenhundert Prozent im Berliner Kurszettel paradierten, heute sich mit einer schwindfüchtigen zweihundertvierundachtzig Beginnung müssen oder daß die Aktien der Großen Berliner Straßenbahn statt vierhundertachtzig nur noch zweihundertsiebzig notiren; auch nicht von dem Schicksal der Fahrradgesellschaften, die ein klassisches Beispiel dafür sind, wie der Vette-Trunk wirkt, und obgleich sich an ihrer Entwicklung der gesammte industrielle Aufschwung im Kleinen studiren ließe. Ein Blick auf die Kurse der Gruben- und Hütten-, der Elektrizitäts- und Maschinenfabrik-Aktien, die notorisch den erheblichsten Antheil an der allgemeinen Hochbewegung genommen haben, genügt, um zu erkennen, daß die goldenen Zeiten für spielwüthige Laien vorläufig vorüber sind.

Ich will heute nur noch mit einem Wort darauf hindeuten, was der Transvaal-Krieg unsere vertrauensseligen Kapitalisten kosten kann. Mindestens die Hälfte aller Minengesellschaften, deren Shares an der londoner Börse ge-

gen vermocht, hdoen
ienkapital von fast
afrikanische Minen-
hundert Millionen
ungefähr hundert
ital erheblich über-
Die meisten dieser
t gezwungen. Da-
übrigens erklärlich
zeit deutscher Ma-
nd, auf dem Spiel.

genverocht wötröen und hup zum größten theil in deutschen wey
bisher noch keine Dividende gezahlt; sie repräsentiren ein Akt
dreihundert Millionen Mark. Fünfundvierzig börsenfähige süd-
unternehmungen, deren Aktienkapital zusammen etwa vier-
beträgt, vertheilten nach der Statistik des letzten Jahres
Millionen Mark Dividende; sie stellen einen das Nominalkap
schreitenden Kapitalwerth, etwa dreieinhalb Milliarden, dar.
Minengesellschaften sind auf Monate hinaus zur Unthätigkeit
rüber kann auch der wildeste londoner Siegestaumel, der ja
genug ist, nicht hinwegtäuschen. Zudem steht die Sicherheit
Schinen und Eisenbahnmaterialien, die erst theilweise bezahlt si



Das Friedensfest.

Am einer Weihnacht legte die leichtherzige Nora den Maskenanzug ab und ging hinaus in die fremde Welt, fort von Mann und Kindern, um ihr Frauenrecht zu wahren, fern von dem Anspruch einer wunderlosen Scheinkorrektheit. Ein spärlicher Glanz vom Weihnachtlicht fiel auf den trübsinnigen Jammer der kümmerlichen Familie Selide, in deren Dunskreis uns die Herren Holz und Schlaf einführten; und wiederum am Friedensfesttage läßt uns Herr Gerhart Hauptmann in ein Familienheim hineinblicken.

Es geht ein finsterrer Geist durch das einsame Haus auf dem Schützenhügel bei Erkner. Ein kränkelder Phantast fand sich hier mit einem sehr viel jüngeren Weibe zusammen, das seinem hochliegenden Planen nicht zu folgen, seinen Gang zu grüblerischer Isolirung nicht zu bannen vermochte. Die Gatten entfremden sich mit jedem neuen Tag einander mehr und im Herzen des Mannes läßt die Enttäuschung von jeder Zukunftshoffnung ein feindliches Gefühl gegen die Frau aufsteigen, die mit der pünktlichen Erfüllung der häuslichen Geschäfte ihre Aufgabe erfüllt glaubt. Zwei Söhne und eine Tochter wachsen heran, ein nervöses, glückloses Geschlecht, das der Vater mit seiner strengen, lieblosen Pädagogik nicht gewinnen kann. Aus dem ewig finsternen Arbeitszimmer flüchten die Jungen zur Mutter; Streit und Zwist erfüllt das Haus. Der Dr. Scholz hat als alter Achtundvierziger seine politischen Ideale begraben müssen, er hat der Welt den Rücken gekehrt und sieht sich nun vereinsamt auch unter den Seinen. Vergebens sucht er durch Trinken und Rauchen die Wahnvorstellungen zu betäuben, die sein krankes Hirn ausbrütet; er glaubt sich von Feinden umgeben, auf den Schutz bezahlter Dienstboten angewiesen, — und den ersten Mann, der sein Haus betritt, verdächtigt er sträflichen Einvernehmens mit seinem Weibe. Der eigene Sohn hört aus dem Munde des Vaters schimpfliche Worte über die Mutter; und in jähem Zorn züchtigt er den irren Greis. In der selben Stunde verlassen Vater und Sohn das öde Haus.

Sechs Jahre sind darüber hingegangen. Der Alte hat die Welt durchstreift und kehrt nun, in hilflosem Wahnsinn, zurück. Aber auch Wilhelm hat, unter dem Zuspruch gütiger Frauen, den Weg ins Elternhaus wiedergefunden. Unter dem Weihnachtsbaum scheint Friede und Versöhnung einkehren zu wollen: weiche Sentimentalität, ein tiefer Familienzug im Hause Scholz, führt die lange Entfremdeten zu einander und die Anwesenheit herzenguter Menschen löst die ungesellige Spannung in reine Harmonie.

Der erste Christbaum zaubert das erste Lachen hervor auf dem Schützenhügel bei Eckner . . . Aber der zänkische Familiendämon läßt sich so leicht nicht einlassen. Robert Scholz, ein weichmüthiger Idealist, der unter der Maske eines selbstzufriedenen Egnikers nur schlecht ein krankhaft heißes Gefühl verbirgt, sieht mit scharfer Unlust auf des Bruders Glück; er neidet ihm die junge Braut, deren Frohsinn ihn wider Willen aus seiner Maskerade herausgelockt hat. Von seinen Lippen fällt das erste böse Wort in den Frieden der Festnacht. Und schnell sind nun alle Geister des alten Haders wieder entfeffelt: die Brüder gerathen hart an einander, das alte Mädchen verbittert mit stacheliger Rede den Streit, des Vaters Verfolgungswahn bricht in Todesucht aus und des Sterbenden Auge sieht die zarten Keimchen erwachender Liebe jäh vernichtet. Ohne den Tod des Vaters abzuwarten, kehrt Robert dem Haus, der Heimath den Rücken; Wilhelm wird versuchen, an der Seite seines blühenden Mädchens Gesundheit und Glück zu finden. Ob's ihm gelingt? . . .

Zwei Probleme sind in diesem Werk, das nur Unverstand oder böser Wille mit einigen spottwilligen Scherzen abthun kann, verknüpft; und es verdient vielleicht die größte Anerkennung, wie geschickt eins in das andere übergeführt worden ist. Nicht nur sollen wir erkennen, wie ein Tropfen kranken Blutes, in verschiedenartigen Individuen fortwuchernd, das Glück einer ganzen Familie durchfressen und zersetzen kann; wir werden auch wiederum vor die der soziologischen Wissenschaft so wichtige Frage gestellt, ob die schlechten, scheinbar aussichtslosen Arten dem Gedeihen der Gattung geopfert werden müssen oder ob auch an ihnen ein Rettungsversuch unternommen werden soll. Kann Wilhelm Scholz mit seiner Ida glücklich werden, dann ist auch die Möglichkeit gegeben, daß — in Jahren vielleicht — auf dem Schützenhügel ein echtes, durch keinen Mißklang unterbrochenes Friedensfest gefeiert wird. Denn es sind ausnahmslos gute, wachsweiße Menschen, diese Scholzens, die sich selbst und einander das Leben so schwer und so häßlich gestalten. Die Tragik ihres Schicksales wird durch jene mißtrauische Zanksucht bestimmt, die sie vom Vater ererbten und der ihr Muttertheil keine wahre, warme Herzengüte entgegenzusetzen hatte. Nun sind die Buchners da, Mutter und Tochter, um diesen Mangel auszugleichen; mit ihnen ist ein Hauch von Zufriedenheit eingezogen, und finden sie Zeit zu längerem Wirken: ihr Kindersinn jagt am Ende noch den alten Zankteufel aus der weiten Halle heraus. Wenn man gesagt hat, daß es in dem „Friedensfest“ an Kontrasten fehlt, so kann diese Anklage nicht aufrecht erhalten werden: die fremden Frauen bringen Licht und gesundes Leben in die düsternde Dämmerung der Familienkrankenstube.

In seinem ersten Drama, „Vor Sonnenaufgang,“ dessen starker Qualität man in einem Wußt von Roheit und Verzerrung nicht froh werden

konnte, hatte Herr Hauptmann die Fortpflanzung degenerirter Arten mit stärkstem subjektiven Nachdruck als der Gattung schädlich zurückgewiesen; die junge Helene Krause ging in den Tod, weil der Mann, dem sie sich geschenkt, aus seiner grauen Theorie nicht heraus, weil er nicht den Muth finden konnte, sein Leben daran zu setzen, das gute Kind aus dem Sumpf zu ziehen. Diesmal hat sich Hauptmann die Sache nicht so leicht gemacht; und gerade hierin zeigt sich am Deutlichsten die ethische Ueberlegenheit der zweiten Bühnendichtung. Der junge Soziologe ist reifer geworden, und wo er früher ein hartes Nein sprach, da äbt er jetzt maßvolle Objektivität.

Auf den ersten Blick könnte man annehmen, die Antworten von heute und von damals ständen in starrem Widerspruch gegen einander. Das wäre ein Irrthum. Wie Alfred Loh, so denkt auch Robert Scholz und er bestreitet der zerstörten Gesundheit des Bruders das Recht zum Ehebunde mit einem frischen Geschöpf. Und in den Augenblicken ruhiger Ueberlegung fühlt Wilhelm, fühlt Ibas Mutter eben so. Nur hat Herr Hauptmann jetzt erkannt, daß junge Herzen nicht durch die Ermügunen der kühlen Vernunft, sondern von Blut und Leidenschaften geleitet werden; und darum geht sein Wilhelm Hand in Hand mit dem geliebten Mädchen aus Sterbebett des Vaters. Was dem Paare die Zukunft bringen mag, können wir nicht errathen; vielleicht gleicht sein Schicksal dem der Eltern, vielleicht gelingt es Iba, den Mann in ihre sonnige Lebensauffassung hinüber zu ziehen. Je nach Temperament und Charakter werden wir uns den skeptischen Befürchtungen des älteren oder dem gern überzeugten Hoffen des jüngeren Bruders anschließen.

Die Vorzüge des Dramas finde ich in der tief eindringenden, freilich mitunter allzu verfinsterten und launenhaften Charakteristik, die an zurückhaltender Objektivität nicht mehr übertroffen werden kann, und in der Sprachbehandlung, die man — von leicht vergehlichen Uebertreibungen und schwerer empfundener Manierirtheit abgesehen — musterhaft nennen darf. Durch diese haarscharf individualisirende Sprache und durch eine erstaunliche Sicherheit in der theatralischen Technik gelingt es Herrn Hauptmann, seine langen Gespräche stimmungsvoll und abwechslungsreich zu gestalten und uns eine Weile darüber zu täuschen, daß in dieser Weihnacht die Herzen und die Geschicke unverändert bleiben, ohne vom leisesten Hauch dramatischen Lebens vorwärts getrieben, erhoben oder zermalmt zu werden. Noras schöner Christbaum wird vor unseren Augen geplündert und zerzaust; die Weihnachtsbäume, die uns der deutsche „Naturalismus“ bisher auf die Bühne brachte, bleiben unverfehrt, — vielleicht, weil an ihrer Kahlheit nichts zu pflücken war.

Das „Friedensfest“ enthüllt, in klug bemessenen Rückblicken, eine Vergangenheit; und in eine dämmernde Zukunft läßt es uns vorwärts schauen. Vom Beginn bis zum Schluß des Stückes geschieht nicht nur äußerlich

nichts; auch die Charaktere bilden sich nicht, im Zwang der Verhältnisse, die sie selbst bestimmten, um: der alte Doktor, übrigens die blasseste und verfehlteste Gestalt, stirbt, wie er lebte, als ein Verrückter. Die naturgemäße Entwicklung seines rein pathologischen Zustandes, den wir nicht einmal entstehen sahen, vermag uns kein Interesse abzuwingen. Und an den Produkten seiner Narrheit, an den Söhnen und der altjüngferlichen Tochter, zeigen sich keine Wandlungen. Mit dem unstill schwankenden Entschluß, seine Ida zum Weibe zu nehmen, trat Wilhelm vor uns hin, — und so scheidet er auch; Robert kennen wir, noch ehe er im letzten Aufzuge seine angenommene Lebensweisheit behaglich vor uns ausspinnt, und nur in weiter, verschwimmender Ferne taucht uns ein Zukunftsbild auf, das nach der Familienkatastrophe ein Familienidyll bringen könnte. Aber auch unter diesem Bilde liegt unser Auge ein großes Fragezeichen: Wer weiß? Vielleicht!

Für das Theater ist Das zu wenig und darum befürchte ich, das „Friedensfest“ möchte auf der Bretterbühne nicht zu Jahren kommen. Die Kunstformen sterben aus, neue treten an ihre Stelle und immer noch hat thörichte Philisterei jeden vorwärts führenden Schritt der Dichtung mit Zorngeheul und Hohn begrüßt. Was Karl Philipp Moritz recht war, mußte Karl Frenzel billig sein; dem Rückzug der alten Generation suchte man durch täuschendes Flintengeknatter den Schein eines regelgerechten Kampfes zu geben und marodirende Wegelagerer bereicherten sich gern an der überflüssigen Habe der gefallenen Stürmer. Wo Eines Platz nimmt, muß das Andere rücken; da herrscht der Streit und nur die Stärke siegt. Aber die Zopfabschneider müssen sich sorglich hüten, mit ihrem scharfen Stahl den Halswirbel zu treffen; ihr Streich möchte sonst tödlich sein. Das Drama lebt von Leidenschaften, von der Entfaltung des Willens, der sich in hartem Anprall gegen ein Fatum, wie die Alten, gegen die Macht der realen Wirklichkeitsumgebung, wie die Modernen sagen, stößt. Nimmt man ihm diesen besonderen Gattung Charakter, raubt man ihm seine Eigenart, so ist seine Daseinsberechtigung mindestens in Frage gestellt. Ein Interieur, eine Studie, ein Stimmungsbild wird auf der Bühne immer nur vorübergehend ein flüchtiges Dasein fristen können; je subtiler es im Ton und in der Farbe gehalten ist, um so größere Hindernisse werden sich seiner Wirkung in die Weite entgegenschürmen. Eine feine Radirung, an der im stillen Zimmer der einsame Betrachter Herzensfreude hat, taugt nicht an einen Ort, wo tausend Augen, und darunter nicht wenige kurzichtige, aus weiter Entfernung auf sie schauen. Das Theater hat von Natur aus einen panoramenhaften Charakter; Kothurn und Masken sind gefallen, aber die starken Linien, der kräftige Farbauftrag sind geblieben, und wie der Schauspieler sich schminken muß, um nicht im großen Licht der Rampe totensahl zu erscheinen, so wird auch der Dramatiker die Klarheit,

die unzweideutige und gedrungene Einheitslichkeit seiner Gestalten und ihres Handelns nicht opfern dürfen, soll man ihn nicht mit Fug in die Novelle, zum Kulturbild, zum Roman verweisen. Gewiß: man schminkt sich heute anders für das elektrische Licht als in der Petroleum- und Gasepoche, aber ohne Schminke geht es nun einmal auf der Bühne nicht ab. Der interessanteste Vertreter des jungen Scandinavien, August Strindberg, hat diesen tiefinneren Zusammenhang wohl empfunden und darum in dem programmatischen Vorwort zu seinem merkwürdigen Drama „Fräulein Julie“ gesagt: „Bei einem modernen psychologischen Drama, wo die feinsten seelischen Empfindungen sich mehr in den Gesichtszügen als in den Bewegungen und im Gespreche wieder spiegeln sollen, thäte man wohl am Besten, es mit starkem Seitenlicht auf einer kleinen Bühne und mit Schauspielern ohne Schminke oder mindestens einem Minimum davon zu versuchen.“ Strindberg will hier durch äußere Bühnenreformen einem vermeintlichen Uebelstande abhelfen, der tief im Wesen aller theatralischen Kunst wurzelt; sein Gedanke ist nur logisch und gewiß geistreich; die Ausführung aber würde höchstens ein Theater für Feinschmecker schaffen, statt einer Schaubühne für alle empfindenden Menschen.

Ich kann mit dem Bekenntnis nicht zurückhalten, daß mir das „Friedensfest“ nur in einzelnen Auftritten des zweiten Aktes, wo auch äußerlich reicheres Leben sich sammelt und individuelle Züge von feinsten Lebensegetreulichkeit hervorleuchten, wirklich warm gemacht hat. Während der übrigen Auftritte konnte ich den Gedanken nicht bannen, um wie viel feiner und freier sich diese auch hier immer noch etwas mühselige Kunst leiser Seelenschilderung in der erzählenden Dichtung zu entfalten vermöchte. Gern wäre ich den seltsamen Patienten aus dem nachbarlichen Erker unter vier Augen näher getreten, wenn darüber auch freilich die ganz meisterliche und selbstschöpferische Interpretation verloren gegangen wäre, durch die Herr Reicher den vorstigen Weichling Robert zu einer unvergeßlichen Gestalt erhob.

Ein eigenartiger Geist von beinahe erschreckend scharfer Beobachtungsgabe und einer bei seiner Jugend an das Wunderbare grenzenden technischen Meisterschaft: so steht Herr Gerhart Hauptmann heute vor uns. Seine Kraft ist gereift und das Urtheil über ihn scheint in die Bahnen ruhigen Abwartens zurückgekehrt, die von verstiegenem Enthusiasmus nach dem Sonnenaufgang verlassen wurden. Ob sein Gang zu zergliedernder Moralgrübeleie zur menschlichen Bivisektion, gerade im Drama jemals einen Höhepunkt erreichen wird: Das scheint mir nach dem „Friedensfest“ noch zweifelhafter als nach dem „Sonnenaufgang.“ Vielleicht hat ihm nur der Erfolg gefehlt und die liebevolle Anerkennung, die nur Böswillige ihn bisher gänzlich vorenthalten können, und nun geht er hin und spricht wie sein Wilhelm, da ein erster Sonnenstrahl ihm lacht: „Ich werde ihm beweisen, daß Etwas in mir lebt:

eine Kraft, eine Kunst, vor der sie sich beugen sollen . . . die stärksten Köpfe werden sich beugen, ich fürchte!" Bald wird es sich zeigen, ob unsere Bühnen von diesem begabtesten deutschen Ibseniden Etwas zu hoffen haben.

* * *

. . . Es hat sich gezeigt. Wenn der Wintersturm wieder dem Bonnemond weicht, werden zehn Jahre seit dem Tage verstrichen sein, wo ich, für eine nur in einem engen Kreis verbreitete Wochenschrift, diese Betrachtung niederschrieb. Damals — der erste sprudelndmüthige Enthusiasmus war eben verbraucht — durfte man, ohne eine Steinigung fürchten zu müssen, Herrn Hauptmann noch einen Ibseniden nennen. Heute? Du lieber Gott! Die Ibsengemeinde ist in alle Winde zerflogen, der neue Nagus aus Norden wird halb mit Erbarmen gelobt und selten nur noch, wie eine der Ausstellung immerhin würdige Nummie, auf die Bühne gelassen; und von dem feinsten und tiefsten Wert seiner Greifenzeit, von „John Gabriel Borkman,“ dem wundervollen Gedicht, das sogar den Pariser Ehrfurcht abzwang, wurde, mit dem Ausdruck wohlwollender Geringschätzung, gesagt: Das könne den Vergleich mit den frischen und starken Schöpferthaten des Meisters Gerhart doch nicht vertragen. Denn ein Meister ist der schwächliche Florian Seyer des deutschen Literatenaufstandes längst inzwischen geworden, ein Meister, der nie Eines Schüler war und neben Dessen Namen man schüchtern höchstens noch den Shakespeares nennt. An Beifall hat es ihm nicht gefehlt, er ist, wie vor ihm die Herren Lindau, Wildenbruch, Blumenthal und Konsorten, in die Mode gekommen und ruft, wenn sein Blick die berliner Presse überfliegt, mit dem ganzen Stolz seines Wilhelms vielleicht aus: „Die stärksten Köpfe haben sich vor meiner Kunst gebeugt!“ Dieses Hochgefühl mag er sich freuen. Er hat „sich die Bühnen erobert,“ wie es in den Zeitungsreklamen zu heißen pflegt. Auf seine Dichterwiege leuchtete das helle Dreigestirn Tolstoi, Ibsen, Zola herab; so entstanden „Vor Sonnenaufgang,“ „Das Friedensfest,“ „Einsame Menschen.“ Er entdeckte Dostojewskijs und Poëts Fiebervisionen und bildete ihnen „Hanneles Himmelfahrt“ nach. Er rief auf Kleists „Zerbrochene Krug“: bald war der „Biberpelz“ fertig genäht. Sozialistische Bewunderer machten ihn mit Marxens ökonomischem Determinismus und mit Lassalles Vorrede zum „Sindringen“ bekannt: Die Frucht flüchtiger Bekanntheit war „Florian Seyer.“ Die heitere Heidenwelt Riegsches und Bocklins that sich ihm auf; und da er Ibsens „Solnes“ gelesen und die bourgeoise Verehrerschaft zur Märchenstimmung gewittert hatte, wagte er mit der „Versunkenen Glocke.“ Auf diesem Wege, wo Gewinn und Ruhm wuchsen, war er entschüchtert worden und hatte Das gelernt, was der schlaue Sarcey le sens du théâtre nannte. Ein wirkames Theaterstück wurde ihm nun nicht mehr schwer; er hatte sich einen sicheren

Melodramenstil angewöhnt, den Narren und Fanatiker noch immer „naturalistisch“ nennen, und haschte mit der unlogischen Tragoedie — Das klingt Manchem lieblicher, als das verrufene Wort Melodrama — vom Fahrmann Henschel einen brettehnen Erfolg. Das Alles wurde mit ungewöhnlichem Talent ausgeführt, mit einer Anschmiegsamkeit, der ich im ganzen Bereich der Weltliteratur kein zweites Beispiel zu gefallen vermöchte, und mit einer technischen Kleinmeisterchaft, die noch heute an das Wunderkindliche erinnert. Aber ist der Mann, der so behend mit Anderer Gedanken und Gefühlen jonglirt, ist dieser bewundernswerthe Verwandlungskünstler, dieser feühreife Kunsthandwerksmeister wirklich ein großer Dichter? Hat er uns Neues über den Menschen, feis auch nur über den des zu Ende gehenden neunzehnten Jahrhunderts, gesagt? Hat er die Weltanschauung dieses Menschen gedichtet, zu nie betretenen Höhen den Weg gewiesen, in unbekannte Abgründe hinabgeseucht? Haben belastete, nach neuer Schönheit durstige Herzen sich an seinen Gedichten? Und greift der von der bunten Vielheit der Alltagsindrücke verwirrte Sinn, Trost hoffend und Klarheit heischend, nach seinen Büchern?

Ich konnte die Aufführung des „Friedensfestes“ im Deutschen Theater nicht sehen. In die Mauern, die mich umschließen, drang aber die Kunde, das Drama sei, unter dem in Berlin bei solchen Gelegenheiten üblichen Beifalllärm, ohne tiefere Wirkung verhallt und werde bald wieder verschwinden. Darüber wundere ich mich nicht. Herr Hauptmann kannte, als er es schrieb, noch nicht die Musik, nicht die Optik der Bühne. Er wollte Funkelnagelneues bringen und wähnte, in einer Zeitstimmung, die auch in unserem politischen Leben durch weithin sichtbare Persönlichkeiten vertreten wird, eine Weltwende stehe für morgen, spätestens übermorgen bevor. Da müssen wir doch dabei sein, wir, die Träger des allermodernsten Kulturgedankens, wir, wir! . . . In der Politik brauchen die Enttäuschungen längere Zeit. Die Bühnenuhr aber geht schnell. Das Theater, in dem eine ungeheure Zähigkeit des Beharrens lebt, hat gesiegt. Herr Hauptmann, der die ganze Aesthetik nebst der bürgerlichen Gesellschaft über den Haufen rennen wollte, ist heute der Lieblingsdichter der berlinischen Bourgeoise. Und was einst als „Naturalismus“ bejubelt oder verschrien wurde, Das ist heute die Lust und Wonne geschäftsführender Theatrischer. Auch darüber ließe sich eine Tragikomödie schreiben, deren Titel „Das Friedensfest“ lauten könnte und die sich, so lange es Massen und Massenschauspielhäuser giebt, stets wiederholen wird. Denn Heibel, Deutschlands vorläufig letzter großer Dramatiker, war sehr weise, als er in sein Tagebuch schrieb, es sei eher möglich, auf den Jahrmärkten die Naturalienkabinete und Charlatanbuden der reinen Wissenschaft zu erobern, als die reine und feine Kunst in unseren Theatern heimisch zu machen. N. S.